

KORRESPONDENZ

1322

BERICHTE
MEINUNGEN
DOKUMENTE



25. Juli 2012

KULTURPOLITISCHE



Herausgeber: Stiftung OSTDEUTSCHER KULTURRAT, Cäsariusstraße 91, 53639 Königswinter, Telefon 02223/9066011/-2, Fax -8, E-mail: georgaescht@arcor.de, Internet: www.kulturportal-west-ost.eu · Redaktion: Georg Aesch (verantwortlich) · Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften honorarfrei bei Quellenangabe (KK), 2 Beleg-exemplare erbeten · Artikelübernahme in Büchern und Broschüren bedarf der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor · Bildabgabe leihweise auf Anforderung · Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet · Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn · Herstellung: Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn, Topchiner Weg 198/200, 12309 Berlin, Telefon (030) 7452047, Fax 7453066, E-mail: prepress@westkreuz.de, Internet: www.westkreuz.de

INHALT

Klaus Weigelt

Sachliches Schmerzensbuch

Stadtgemeinschaft Königsberg beteiligt sich am Gedenken für die jüdischen Landsleute 3

Martin Schmidt

Sprachen sprechen nicht für sich

Tagung über Sprachenpolitik am Heiderhof 6

Bernhard Jungnitz

Der große Prussifikator

Tagung zu Schlesien unter Friedrich dem Großen 10

Maria Luft

Der exploratorische Imperativ

Das Kant-Forschungsstipendium des Bundeskulturbeauftragten 13

Hanse und Herrenhäuser

Baltische Projekte im Ostpreußischen Landesmuseum 15

Manfred E. Fritsche

Was ist das Geistige am Sportgeist?

Danziger Ausstellung mit Ellinger Beteiligung 16

Rüdiger Goldmann

Fragmentarische Genesung

Reichstadt, ehemals habsburgischer Sommersitz 17

Bücher, Medien, Veranstaltungen

Douglas: Die Vertreibung (*Jörg Bernhard Bilke*) 19

Kitzmantel: Josef Burg und Czernowitz (*Ulrich Schmidt*) 21

Schumann: Hedwig von Schlesien 23

St.-Ulrichs-Preis für Walesa (*Erich Pawlu*) 23

Literatur und Kunst

Günter Gerstmann

„Einfach. Eigen. Einzig“

Retrospektive Otto Mueller in Zwickau 24

Eine Skulptur „lesen“

Deutsch-polnisches Restaurationsprojekt 26

Dieter Göllner

Glas und Stahl, ganz konkret bis abstrakt

Zu sehen an der Glasfachschule und im Glasmuseum Rheinbach 29

KK-Notizbuch 31

Sachliches Schmerzensbuch

Die Stadtgemeinschaft Königsberg beteiligt sich aktiv am Gedenken für die jüdischen Landsleute, die den Nazis zum Opfer gefallen sind

Königsberg hatte eine mehr als vierhundert-jährige Tradition des friedlichen Zusammenlebens von jüdischen und nichtjüdischen Bürgern, insbesondere nach dem Preußischen Emanzipationsedikt vom 11. März 1812 vor zweihundert Jahren. Der jüdische Anteil an der Königsberger Bevölkerung war nie groß, er erreichte gerade drei bis vier Prozent, aber bedeutende Bürgerinnen und Bürger der Stadt sind diesem Anteil zuzurechnen. Beispiele sind die Schriftstellerin Fanny Lewald (1811–1889) und der Parlamentarier und Parlamentspräsident Eduard von Simson (1810–1899) im 19., die Philosophin Hannah Arendt (1906–1975) und der Gelehrte und Pädagoge Paul Stettiner (1862–1941) im 20. Jahrhundert. Der nationalsozialistische Ungeist, die irrsinnige Rassenideologie, der wütende Rassenhaß und die daraus folgende gewaltsame Verfolgungs- und Vernichtungspolitik bis zum Holocaust bereiteten diesem erfolgrei-

chen und fruchtbaren Zusammenleben ein grausames und definitives Ende; in den furchtbaren Untergang wurde schließlich das deutsche Volk selbst mit hineingerissen.

Als 1938 die große Synagoge von 1896 in der Lindenstraße in Königsberg brannte, ahnte noch niemand, daß nur sechs Jahre später nicht nur der gegenüberliegende Dom auf dem Kneiphof, sondern die ganze Innenstadt nach den britischen Bombenangriffen im August 1944 brennen würden. Und als am Johannistag, dem 24. Juni 1942 – vor 70 Jahren – die erste große Deportation jüdischer Bürger vom Königsberger Nordbahnhof nach Minsk zur Vernichtung durch die SS erfolgte, ahnte niemand, daß nur drei Jahre später die ersten Transporte von deutschen Zwangsarbeitern aus Königsberg in die sowjetischen Lager Sibiriens abgehen würden.

Natürlich gab es zahlreiche Augenzeugen



Einst monumentale Selbstverständlichkeit, heute ein Dokument des Unverständlichen und Unvorstellbaren: historische Postkarte Bilder aus dem vorgestellten Buch

an jenem Sommertag vor 70 Jahren in Königsberg. Seit Anbeginn der unseligen Nazi-Herrschaft gab es Augenzeugen und – stumm, zurückhaltend oder mitmachend, sich gar vordrängend – Beteiligte an dem verbrecherischen Geschehen, das sich mit zunehmender Gnadenlosigkeit an den jüdischen Königsbergern vollzog. Man hatte die jüdischen Geschäfte boykottiert, jüdische Beamte und Professoren entlassen, man hatte hingenommen, daß jüdische Nachbarn und Freunde einfach spurlos verschwanden, man hatte blutrünstige antisemitische Lieder auf offener Straße gehört, man hatte gesehen, wie 1938 die Synagoge brannte – alles in der Königsberger Öffentlichkeit. Am 19. September 1941 wurde der Judenstern Pflicht, einen Tag später ging der erwähnte Stadtschulrat Paul Stettiner in den Tod, auf seinem Sterbebett fand man eine Ausgabe der Werke Immanuel Kants, ein letztes Zeichen an die Herrenmenschen, die meinten, die besseren Deutschen zu sein.

Die Zahl der jüdischen Bürger Königsbergs hatte 1933 noch etwa 3500 betragen. Durch Auswanderung und Flucht waren es bis zum Mai 1939 noch etwas mehr als 1500. Nach der Wannsee-Konferenz vom 20. Januar 1942 ging das Regime daran, diese Menschen systematisch zu vernichten. Am 24. Juni 1942 erfolgte der erste Transport nach Minsk. Die Nazi-Schergen trieben ihre Opfer durch die Stadt zum Nordbahnhof. „Viele Passanten blieben ratlos stehen. Sie wussten nicht, was das zu bedeuten hatte. Nicht wenige hatten auch Mitleid und schüttelten mit dem Kopf. Manche machten Bemerkungen wie: ‚Endlich werden wir das Judenpack los‘.“ So erinnert sich Hella Markowsky, damals ein junges Mädchen, in dem hier vorgestellten Buch. Aber keiner von diesen Zeitzeugen hat sich später erinnern können oder wollen. Einzig eine Frau, damals ein neunjähriges Mädchen, beschrieb jetzt, nach 70 Jahren, was sie gesehen und im Gedächtnis behalten hat. Ihr Brief ist wie ein Vermächtnis für Nechama Drober.

War es das eigene schwere Schicksal, die Zerstörung Königsbergs, die Leidenszeit unter den russischen Eroberern bis 1948, die auch Michael Wieck mit seiner Mutter erleben mußte, waren es Flucht und Vertreibung oder der endgültige Verlust der Heimat, die die Erinnerung an die erlebten Verbrechen an den jüdischen Mitbewohnern verdrängten und überdeckten? War es die Scham, das Entsetzen über die eigene Gefühlskälte, die erst angesichts der eigenen Leiden als solche bewußt wurde? Tatsache ist, daß erst in den 1980er Jahren, zur Zeit des „Historikerstreits“, auch die Königsberger anfangen, sich im „Tal der untergegangenen Gemeinden“ in Yad Vashem zu orientieren und dort die jüdische Gemeinde aus Königsberg zu finden, die für ihre musikalische Tradition so berühmt war.

Der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas ist es zu danken, daß die Stadtgemeinschaft Königsberg an einer Mahntafel beteiligt wurde, die seit 2011 in deutscher und russischer Sprache am Königsberger Nordbahnhof Zeugnis ablegt von den Verbrechen an 465 jüdischen Kindern, Frauen und Männern am Johannistag 1942. Schon 2010 war eine Delegation mit Nechama Drober und Michael Wieck in Königsberg/Kaliningrad, um die Anbringung der Gedenktafel vorzubereiten. Eine würdige Feierstunde in der Gebietsduma ist allen Beteiligten in Erinnerung. Nach der Enthüllung der Kaliningrader Mahntafel in Anwesenheit des deutschen Generalkonsuls Dr. Aristide Fenster am 24. Juni 2011 wurde am 20. Juni 2012 im Berliner Centrum Judaicum der Lebensbericht der Zeitzeugin Nechama Drober (geboren 1927) vorgestellt; zum 70. Jahrestag war das ein unabdingbarer Akt der Erinnerung, der auch die beiden weiteren Transporte am 24./25. August und im Oktober 1942 aus Königsberg nach Theresienstadt einschloß.

Die gut besuchte Veranstaltung wurde von Dr. Hermann Simon, dem Leiter des Centrum Judaicum, eröffnet. Auf die Grußworte



Die kleinen Freuden der Normalität selbst im Sowjetsozialismus: Nechama Drober in der Schuhfabrik Zorila in Kischinew 1970

folgte ein bewegendes Gespräch, das Uwe Neumärker, Direktor der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas, mit der Zeitzeugin und Buchautorin führte.

Nechama Drober wurde als Hella Markowsky in Königsberg geboren. Sie war Augenzeugin der Deportationen vom Juni und August 1942, bei denen sie Freunde, Verwandte und Schulkameraden verlor. Sie erlebte die Eroberung Ostpreußens durch die Rote Armee und nach der Verschleppung ihres Vaters nach Sibirien den Hungertod ihrer Mutter Martha und ihres fünfjährigen Bruders Denny. Zusammen mit ihrer Schwester Rita floh sie über Litauen in das moldauische Kischinew, wo sie – inzwischen als Nechama Drober – bis zu ihrer Ausreise nach Israel 1990 lebte. Eine „Rück-

kehr“ in ihr deutsches Vaterland wurde 1990 von den deutschen Behörden abgelehnt, weil sie ja inzwischen „sowjetische Staatsangehörige“ war.

Die Stadtgemeinschaft Königsberg hat sich an der Veröffentlichung dieses erschütternden Lebensberichtes beteiligt. Sie betrachtet sich nicht nur als Traditions- und Geschichtsverein für eine vielhundertjährige Geschichte, sondern spätestens seit den 1980er Jahren auch als eine Verantwortungsgemeinschaft für die Aufarbeitung der bitteren Jahre nationalsozialistischer Gewaltherrschaft in der ostpreußischen Metropole. Bei den Besuchen in Königsberg/Kaliningrad, die seit Anfang der 1990er Jahre wieder möglich waren, gehörte der Besuch von Erinnerungsorten wie dem Jüdischen Waisenhaus in der Lindenstraße zu den wichtigen Stationen. Aber es fehlte lange ein Gedenkort mit direktem Bezug zu einem Geschehen während der Nazi-Diktatur. Dankbar hat deswegen die Stadtgemeinschaft die Kontaktaufnahme der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas beantwortet und zunächst den Bericht der Überlebenden Maria Blitz über den „Todesmarsch an die Samlandküste“ mit dem Massaker am Bernsteinstrand im „Königsberger Bürgerbrief“ gewürdigt.

Die erste Begegnung mit Nechama Drober fand im Juni 2010 in Kaliningrad statt. Daß ihr Lebensbericht – mit zahlreichen neuen Foto-Dokumenten, einem historischen Nachwort, einer Auswahlbibliographie, Abbildungsnachweis und Ortsnamenkonkordanz und einer Übersichtskarte – jetzt in zweiter Auflage herausgegeben vorliegt, ist verdienstvoll. Die Dokumentarreihe der Stiftung, von der bereits einige Bücher in der „Kulturpolitischen Korrespondenz“ (1306, 25. März 2011) vorgestellt wurden, ist damit um ein bedeutendes Werk erweitert worden.

Die Königsberger haben Nechama Drober für ihren Mut zu danken, mit dem sie ihr Leben schlicht und nüchtern geschildert hat, und für die Treue, mit der sie – trotz aller

Grausamkeiten und Leiden, die sie dort durchmachen mußte – an Königsberg als ihrer Heimatstadt immer festgehalten hat und weiter festhält. Auch Bücher sind Mahnmale, und dieses ist ein ganz besonderes Denkmal für viele in dem Buch genannte Menschen, die damit unvergessen sind. Der Lebensbericht Nechama Drobbers wird gewürdigt durch ein Geleitwort des Bundestagspräsidenten Prof. Norbert Lammert, in dem es heißt: „Texte, Bücher, wie dieses, sind

unverzichtbare, mahnende Erinnerungen – nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft.“

Klaus Weigelt (KK)

Nechama Drober: Ich heiße jetzt Nechama. Mein Leben zwischen Königsberg und Israel. Hg. Uwe Neumärker. 2., korrigierte und erweiterte Auflage 2012, 221 S., mit zahlreichen Abbildungen

Sprachen sprechen nicht für sich

Durchsetzen müssen sie und sich ihre Sprecher, zeigte auch eine Tagung über Sprachenpolitik am Heiligenhof

Der Arbeitskreis für Volksgruppen- und Minderheitenfragen am Heiligenhof in Bad Kissingen ist längst eine Institution. Es gibt ihn seit 1977, und seine Tagungen locken immer wieder ein interessiertes und fachkundiges Publikum in die Sudetendeutsche Bildungsstätte. Zuletzt ging es um „Sprachenpolitik in Europa“.

Bevor man sich der Thematik widmete, stand die Verabschiedung von Prof. Dr. Rudolf Grulich aus der Leitung des Arbeitskreises an. Der 1944 in Mähren geborene Kirchenhistoriker war ein Mann der ersten Stunde, ohne dessen außergewöhnliches Wissen und geistige Tiefe die Kissinger Runde nie das geworden wäre, was sie heute ist. An Grulichs Stelle tritt mit Andreas Toscano del Banner ein deutlich jüngerer Wissenschaftler, der fortan zusammen mit Dr. Ortfried Kotzian, dem Direktor des Münchener Hauses des Deutschen Ostens (HDO), für die Programmatik des Arbeitskreises verantwortlich ist.

Martin Dzingel (Jahrgang 1975), der Präsident der Landesversammlung der Deutschen aus Böhmen, Mähren und Schlesien,

referierte über „Die Situation der deutschen Minderheit und der deutschen Sprache in der Tschechischen Republik“. Die offiziell ermittelten 18 772 Personen deutscher Nationalität, die seine Organisation vertritt, bedeuten einen erheblichen Rückgang gegenüber den fast 40 000 bekennenden heimatverbliebenen Sudetendeutschen bei der letzten Volkszählung vor zehn Jahren. Allerdings müsse die Aussagefähigkeit der neuen Zahl hinterfragt werden. Darüber hinaus gelte es auf die auf über 20 000 Menschen angewachsene Zahl von Bundesdeutschen hinzuweisen, so Dzingel, die in der Regel aus beruflichen Gründen vorübergehend oder dauerhaft nach Tschechien übergesiedelt sind.

Obwohl der Minderheitensprecher den repräsentativen Charakter der Volkszählung zu relativieren versuchte, wirkten die meisten Informationen zur Lage der deutschen Volksgruppe in Tschechien ernüchternd. Letzteres gilt auch für den enormen Bedeutungsverlust der deutschen Sprache in böhmischen Gefilden in den zurückliegenden zehn Jahren. Einzig in der Hauptstadt

ist es nach Aussage Dzingels möglich, das im Minderheitengesetz Nr. 273 aus dem Jahr 2001 festgeschriebene „Recht auf Bildung in der Minderheitensprache“ umzusetzen, denn allein in Prag gebe es Schulklassen, in denen die geforderten mindestens neun Eltern den Antrag auf deutschsprachigen Unterricht stellten. Insbesondere das von der Minderheit getragene Thomas-Mann-Gymnasium erfreue sich mittlerweile eines sehr guten Rufes und wachse stetig.

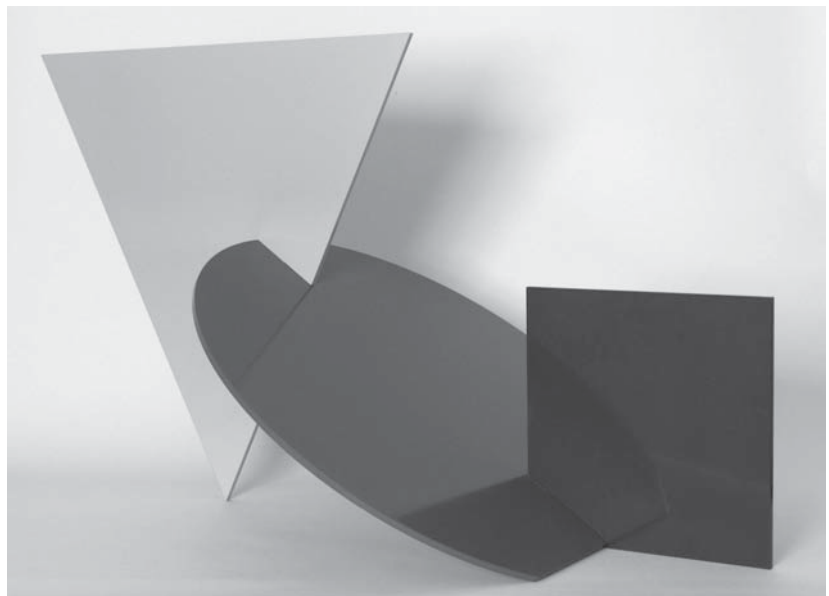
Bernard Buckenmeyer aus dem nach Straßburg eingemeindeten Oberhausbergen widmete sich einem sprachpolitisch noch erheblich problematischeren Landstrich: dem Elsaß. „Ohne politische Autonomie geht die elsässische Kultur endgültig kaputt“, warnte der studierte Soziologe und „frustrierte Autonomist“. Heute lebten in den beiden elsässischen Departements ungefähr 200 000 Innerfranzosen (offizielle Zahlen existierten nicht) sowie etwa ebenso viele Zuwanderer vor allem aus Nordafrika und der Türkei; von den restlichen 1,4 Millionen Einwohnern würden rund die Hälfte die angestammte alemannische bzw. rheinfränkische Mundart kennen. Der häufig genannte zehnprozentige Anteil noch dialekt-

sprechender Kinder sei „eher zu hoch gegriffen“, fest stehe jedoch, daß gegenwärtig mehr Schüler Englisch als Deutsch lernten. Immerhin rangiere dieses nur knapp hinter dem Englischen und – im eklatanten Unterschied zum übrigen französischen Staatsgebiet – weit vor Spanisch und anderen Fremdsprachen. Die Tatsache, daß es im Regionalfernsehen täglich acht Minuten Mundartprogramm gebe sowie an Samstagen eine halbe Stunde (jeweils mit französischen Untertiteln), erscheine als bloße Kosmetik. Bedeutsamer sind die vor einigen Jahren auf freiwilliger Basis eingeführten zweisprachigen Klassen an den staatlichen Mittelschulen sowie die seit 1990 entstandenen bilingualen privaten ABCM-Schulen.

Während sowohl Buckenmeyer als auch Dzingel eher pessimistisch Stimmendes vermittelten, war der dritte Vortrag von gänzlich anderer Natur. Dr. Yvo Peeters vom Europäischen Bildungsinstitut in Brüssel präsentierte auf erfrischend kämpferische Weise die kulturpolitischen Ziele der flämischen Bewegung. Schon sein Titel „Vom Sprachkampf über Bundesstaat zum Staatenbund oder ‚Gibt es Belgien 2030 noch?‘“ signalisierte den Zuhörern, wie sehr die Entwick-

Das Einfache, das schwer zu machen ist – und um so schöner anzusehen: Grundformen und Grundfarben von Ingo Glass

Bild: siehe Seite 29



lung des kleinen EU-Mitgliedslandes von Veränderungen gezeichnet ist und dies auch weiterhin sein dürfte.

Der Groll der mit dem Anschluß ans kulturelle Mutterland Frankreich liebäugelnden Frankophonen, denen vor allem der Widerstand Englands einen Strich durch die Rechnung machte, bestimmte von Beginn an die Entwicklung. Noch bis 1890 handelte es sich dem Referenten zufolge offiziell um einen „völlig einsprachigen Staat mit einer Minderheit, die über die Mehrheit bestimmte“. Diese fatalen Weichenstellungen wirkten bis in die Gegenwart und zeigten sich unter anderem daran, daß 85 Prozent der flämischen Schulkinder Französisch lernten, aber nur 45 Prozent der wallonischen Niederländisch. Als weitere wichtige Stationen nannte Peeters die 1971 verabschiedete Kulturautonomie, die 1980 in eine Regionalautonomie umgewandelt wurde, ferner die Regelung des Statuts der Hauptstadt Brüssel aus dem Jahr 1989 und nicht zuletzt die bis heute geltende Verfassung von 1993, die das Land von einem Bundesstaat zu einer Konföderation werden ließ, einschließlich des Grundsatzes „Landesrecht bricht Bundesrecht“. Die sich mehr denn je aufdrängende Frage nach der Zukunftsfähigkeit beantwortete Yvo Peeters sinngemäß mit der These, Belgien müsse früher oder später scheitern.

Weniger Geschichte und aktuelle Politik, dafür um so mehr theoretisches Handwerkszeug für die Beschäftigung mit Sprachen lieferte der Vortrag von Prof. Dr. Joachim Born über „Sprachenpolitik in der Romania – die romanischen Sprachen und die Sprachminderheiten“. Born nahm in seinen sehr informativen Ausführungen die in jüngerer Zeit aus dem Deutschen in die englisch- und spanischsprachige Fachterminologie übergegangenen Begriffe ‚Ausbau‘ und ‚Abstand‘ in den Blick, um den schwer bestimmbaren Übergang von Dialekten zu eigenständigen, das heißt stark „ausgebauten“ Sprachen darzustellen. Als Beispiel für eine höchst

erfolgreiche Sprachenpolitik im romanischen Bereich nannte er Katalonien, wo nicht von ungefähr die moderne Minderheitenlinguistik ihren Ausgang genommen habe und wo sich auch „Neldes Gesetz“ bestätige, demzufolge es keinen Sprachkontakt ohne Sprachkonflikt gebe.

Eine Einführung in das Thema „Die Zukunft der deutschen Sprache und Kultur in Oberschlesien“ bot anschließend der aus dem oberschlesischen Industriegebiet stammende, wechselweise in Mechnitz/OS und München lebende Historiker Matthias Lempart. Er wies darauf hin, daß in dem an Polen gefallen „autonomen“ Ost-Oberschlesien bei freien Wahlen noch zwischen 1926 und 1930 immer bessere Ergebnisse für die Deutschen Listen zu verzeichnen waren. Heute gebe es auf dem Gebiet der beiden Woiwodschaften Schlesien und Oppeln bei insgesamt 5,7 Millionen Einwohnern nur noch schätzungsweise 1,2 bis 1,5 Millionen alteingesessene Oberschlesier. Für einen Großteil von diesen sei das sogenannte „Wasserpölnisch“ oder „Schlesisch“ die Muttersprache. Da das vom Hochpölnischen abgeleitete, aber von einem zum Teil eigenständigen Wortschatz geprägte und mit vielen Germanismen durchsetzte Idiom in zehn verschiedenen Dialekten vorkomme, werde gegenwärtig an der Universität Kattowitz erstmals an einer „demnächst abgeschlossenen“ Kodifizierung gearbeitet, für die drei Hauptdialekte als grammatische Vorlage dienen.

Gegen Ende seiner Ausführungen ging Lempart auf die stetig steigende und von ihm persönlich als große Chance aufgefaßten Bedeutung des oberschlesischen Autonomiegedankens ein. Dessen Relevanz zeige sich unter anderem an der (erstmalig offiziellen) Registrierung eines „Verbandes der Bevölkerung oberschlesischer Nationalität“ in Oppeln am 21. Dezember 2011. Ebenfalls neu und besonders beachtenswert sei die Erklärung des Europarates vom 7. Dezember letzten Jahres über die Umsetzung der



Schönheit „in der Minderheit“ entdeckte Arthur Coulin in dem Doppelbildnis einer Siebenbürger Sächsin und einer siebenbürgischen Szeklerin

Bild: Brukenthal-Museum Hermannstadt

Europäischen Charta der Regional- und Minderheitensprachen in der Republik Polen. Demzufolge habe die Warschauer Regierung ihre „Verpflichtungen nicht erfüllt“, die vor allem in der Errichtung eigener Minderheitenschulen in der Muttersprache beständen. Matthias Lempart hält allerdings eine flächendeckende Einrichtung deutschsprachiger Schulen im Opolner Land ohnehin für „nicht möglich“, sehr wohl aber „regionale Zentralschulen in Internatsform“.

Den inhaltlichen Schlußstein des zweiten Seminartages setzte Dr. Beate Sibylle Pfeil mit Gedanken zur „Sprachenpolitik in Europa – ein Überblick“. Die redengewandte Vertreterin des Südtiroler Volksgruppen-Instituts (SVI) und Schriftleiterin des Europäischen Journals für Minderheitenfragen bezifferte die Zahl der Sprachminderheiten in

der Europäischen Union auf 90 und in Gesamteuropa auf rund 350. Zur Klärung der Zukunftsfähigkeit einer Sprache verwies sie auf die „Euro-Mosaik-Studie“ von 1996, in der nicht nur ein direkter Zusammenhang zwischen der Sprecherzahl und den Perspektiven von Sprachen festgestellt, sondern das kritische Minimum sogar auf eine bestimmte Zahl, nämlich 300 000 Personen, fixiert wurde. Demnach wären 80 Prozent aller Minderheitensprachen in Europa gefährdet. Während die Referentin die Festlegung einer bestimmten Untergrenze angesichts der vielfältigen Existenzbedingungen von Minderheitensprachen kritisch hinterfragte, ist das Fehlen eines kulturellen Mutterlandes in ihren Augen ein nicht zu bestreitender Nachteil. Darüber hinaus müsse der Mangel an Kontakt- und Organisationsfähigkeit als Kardinalproblem gefährdeter Sprachminderheiten erkannt werden.

Am abschließenden Sonntag rundete eine dem anspruchsvollen Charakter der Vorträge entsprechende Podiumsdiskussion die Veranstaltung ab. Unter der gekonnten Moderation von Dr. Meinolf Arens standen düstere Vorhersagen wie der allgemein angenommene Rückgang der Sprachenzahl von weltweit derzeit rund 6000 auf ganze 500 im Jahre 2100 eher optimistischen Annahmen gegenüber, etwa dem Hinweis auf die standhaften Sprachinseldeutschen in Oberitalien. Viele Sprecher von Kleinstsprachen, die sich früher oft deren Gebrauchs geschämt hätten, seien mittlerweile von Stolz auf ihre ungewöhnlichen Idiome erfüllt, betonte Luis Thomas Prader von der Initiative Deutsche Sprachinseln (Aldein/Südtirol).

Ein besonders wichtiges Diskussionsthema stellten die neuen Medien dar, die nicht nur die Schaffung von Arbeitsplätzen im Kulturtourismus etwa bei den Zimbern in Oberitalien ermöglichten, sondern im Extremfall eine regelrechte „Internet-Identität“ (Arens) wie bei den Ruthenen/Russinen schaffen könnten. Eine radikale Gegenposition bezog Yvo Peeters, der das Internet als für kleine

Sprachen „überhaupt nicht wichtig“ bezeichnete, da dort fast alles auf Englisch ablaufe. Für die Lebenswirklichkeit dieser Gruppen seien das Fernsehen, Radio oder Bücher noch immer wesentlich bedeutsamer.

Eine weitere spannende Kontroverse bildete die an die Ausführungen Beate Sibylle Pfeils anschließende Diskussion über den Sinn und die Ausmaße einer „positiven Diskriminierung“. Während sie, aber auch Rudolf Grulich und Matthias Lempart auf die Bedeutung von „Bekennnisfreiheit und Bekennnisrecht“ von Sprachminderheiten

pochten, redete Peeters der Notwendigkeit zum Eingreifen zugunsten benachteiligter Gemeinschaften das Wort. Schließlich sollte man auch reagieren, so die provokante Spitze seiner Argumentation, wenn man von Selbstmordplänen einer Einzelperson höre.

Ortfried Kotzian schloß die höchst anregende Tagung des Arbeitskreises für Volksgruppen- und Minderheitenfragen mit einem Zitat des Südtirolers Silvio Magnago: „Eine Minderheit, die nicht für ihre Rechte kämpft, ist keinen Pfifferling wert und gehört auf den Müllhaufen!“ *Martin Schmidt (KK)*

Der große Prussifikator

Mit Übermacht erobert, mit Macht umgestaltet: Tagung zu Schlesien unter Friedrich dem Großen

In dem Reigen der landauf, landab derzeit stattfindenden Ausstellungen, Vortragsveranstaltungen, Sonderschauen etc. anlässlich des 300. Geburtstages des wohl bekanntesten wie auch umstrittenen preußischen Königs Friedrich II. (1712–1786) konnte das Heimatwerk Schlesischer Katholiken nicht fehlen. Der Historisch-politische Arbeitskreis des Heimatwerkes widmete daher dem Eroberer Schlesiens unter dem Titel „König Friedrich II. von Preußen und Schlesien“ im Erbacher Hof – Bildungszentrum der Diözese Mainz – eine eigene Tagung. Die mehr als sechzig Teilnehmerinnen und Teilnehmer wurden durch fünf fundierte Vorträge zu verschiedenen Aspekten des Umbruchs in Schlesien zu Zeiten Friedrichs II. reich belohnt.

Professor Dr. Josef Joachim Menzel, der Präsident des Heimatwerkes Schlesischer Katholiken, eröffnete die Tagung und begrüßte alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer sowie die Referenten.

Professor Menzel stellte in seinem Tagungsbeitrag „Schlesien als Konfliktfeld zwischen

Preußen und Österreich“ die Vorzüge der Provinz insbesondere unter wirtschaftlichen Aspekten heraus und sagte, dass es berechtigt sei, Schlesien als ein Juwel im habsburgischen Vielvölkerstaat zu bezeichnen. Von daher sei es verständlich, daß der junge preußische König Friedrich II. danach trachtete, ein derartiges Juwel seinem brandenburgisch-preußischen Staat, dem noch das Attribut „des Reiches Streusandbüchse“ anhaftete, einzuverleiben. Unmittelbar nach seinem Regierungsantritt überfiel der junge preußische König völlig überraschend und zu untypischer winterlicher Zeit mit einem schlagkräftigen, den Österreichern mengenmäßig 35fach überlegenen Heer Schlesien und erzwang schließlich den Hubertusbürger Frieden, der Schlesien mit 35 000 Quadratmetern Fläche und einer Million Einwohnern endgültig an Preußen brachte. Die seit dem Jahre 1740 einsetzende „Verpreußung“ Schlesiens bestand u. a. ganz wesentlich darin, dass Schlesien vollständig in die Verwaltungsstrukturen des preußischen Einheitsstaates integriert wurde und für gewachsene, landesindividuelle Besonderhei-

ten kein Platz mehr war. Diese Art war den Schlesiern bis dahin fremd, weil die Habsburger gewonnenen Ländern ihre Verwaltungsstrukturen und damit auch ihre Individualität beließen. Letztlich, so Prof. Menzel, führte die Eroberung Schlesiens durch Preußen zum Aufstieg dieses Staates zu einer europäischen Macht, zur Neubildung eines Deutschen Reiches unter Ausschluß von Habsburg und damit zur preußisch-kleindeutschen Lösung dieser Frage.

Dr. Werner Chrobak, Mitarbeiter des Instituts für ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte in Regensburg, untersuchte in seinem Beitrag „Der neue Berliner Landesherr und die katholische Kirche in Schlesien“ die Auswirkungen der Übernahme Schlesiens durch Friedrich II., der selbst nicht als Christ, sondern als theistisch geprägter, aufgeklärter Machtpolitiker zu bezeichnen sei, dessen Handeln durchgängig von Pragmatis-

mus und Nützlichkeitsabwägungen zum Vorteil des preußischen Staates bestimmt war. Zwar ließ er den Katholiken wie auch allen anderen Glaubens- und Religionsfreiheit. Dies hinderte ihn aber nicht, Geistliche auszusperren und, wenn sie nicht den Ansprüchen des Staates genügten, des Landes zu verweisen oder gar hinrichten zu lassen. Ausländischen Einfluß auf seine Untertanen, zumal den des Papstes auf die Katholiken, suchte er zu unterbinden, was ein angespanntes Verhältnis zwischen der katholischen Kirche und Friedrich II. zur Folge hatte. Erst seit Ende der sechziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts kam es zu einer Besserung dieser Situation.

Dr. Barbara Mikuda-Hüttel, Scharfbillig, stellte unter dem Titel „Die schlesische Kunst der Friedrichianischen Zeit am Beispiel der Bauten von Carl Gotthard Langhans“ den Übergang vom österreichischen Barock

Huld und Bühne: Wie auch die „Huldigung der schlesischen Stände“ inszeniert werden wollte, hat Adolph von Menzel kunstreich dokumentiert Bild: Nationalgalerie Berlin



zum preußischen Klassizismus vor und belegte diese Entwicklung anschaulich mit Bildern klassizistischer Bauten. Der Baumeister und Architekt Carl Gotthard Langhans, im Jahre 1732 in Landeshut/Schlesien geboren und 1808 in Grüneiche in Breslau gestorben, fand im Jahre 1764 in dem Fürsten Franz Philipp Adrian von Hatzfeld einen Arbeitgeber und Förderer, so daß es Langhans möglich war, eine Studienreise nach Italien vorzunehmen, um dort Bauten der Antike und der Renaissance zu studieren und in Deutschland dem Klassizismus den Weg zu bereiten. Im Jahre 1775 wurde er Direktor der Breslauer Kriegs- und Domänenkammer und im Jahre 1788, bereits nach dem Tode Friedrichs II., Direktor des Berliner Oberhofbauamtes. Zu seiner Zeit war dieser Schlesier einer der bedeutendsten preußischen Baumeister, der nicht nur in Schlesien seine Spuren hinterlassen hat. So sind das Brandenburger Tor und das Schauspielhaus am Gendarmenmarkt in Berlin von ihm geschaffen worden.

Mit dem Beitrag „Das sich wandelnde geistig-literarische Gesicht des Landes seit dem Übergang an Preußen“ rückte Dr. Johannes Sziborsky, Jandelsbrunn, einen weiteren Aspekt des Umbruchs in den Fokus der Betrachtungen. Wenn Schlesier, z. B. Andreas Gryphius, Angelus Silesius oder Johann Christian Günther, noch zu habsburgischen Zeiten im wesentlichen Barockdichtung zum geistig-kulturellen Leben in Deutschland beigetragen hatten, sei es Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Schlesien still geworden. Friedrich II. forderte nachdrücklich das „Preußischwerden“ der Schlesier ein, so daß die Zeit der Dichter zu einem Ende kam und nun bis auf weiteres eine Zeit für die Denker anbrach. Entsprechend seiner eigenen rationalistisch-aufklärerischen Gedankenwelt förderte er die Wissenschaften – verwies auch die Jesuiten nicht des Landes, nachdem deren Orden im Jahre 1773 päpstlicherseits aufgehoben worden war, sondern hielt sie mittels einer staatlichen Auffanginstitution, weil er sie als gute

Lehrer schätzte, in Schlesien – und fand darin in den aus Breslau stammenden Philosophen Christian Wolff und Christian Garve eifrige Anhänger und Unterstützer. Erst allmählich kehrte nicht rationalistische Dichtung im Verlaufe der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts insbesondere über die religiöse Schiene nach Schlesien zurück. Als Vertreter dieser Entwicklung seien evangelischerseits Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf und katholischerseits Ignaz Franz zu nennen.

„Die Entwicklung der schlesischen Wirtschaft im preußischen Staat des 18. Jahrhunderts“ beleuchtete Professor Dr. Konrad Fuchs, Mainz. Die drei Schlesischen Kriege in der Zeit von 1740 bis 1763 hatten nicht nur Schlesien nachhaltig geschädigt, sondern den gesamten preußischen Staat an den Rand des Bankrotts gebracht. Hier nun erwies sich Friedrich II. als ein merkantilisch geschickter Landesherr. Nach dem Hubertusburger Frieden von 1763 kurbelte er mit einem beachtlichen Förderprogramm von 5 Millionen Talern für den ganzen preußischen Staat die Wirtschaft an. Von der Gesamtsumme flossen allein 65 Prozent in die schlesische Wirtschaft. Flankiert wurden diese Maßnahmen durch protektionistische Ergänzungen: Importe vermeiden, Exporte fördern, Geldtransfer ins Ausland verhindern, Zuwanderung von fleißigen Fachkräften begünstigen usw. Am Ende dieses langjährigen Prozesses war Schlesien für Preußen das, was Friedrich II. sich 1740 bei seinem Einfall nach Schlesien erhofft hatte: eine Perle!

Zum Abschluß dankte Professor Menzel Referenten und Teilnehmern und wies auf die nächste Tagung und Mitgliederversammlung des Heimatwerkes am 26. und 27. Januar 2013 wiederum im Erbacher Hof in Mainz hin. Gegenstand dieser Tagung wird das Heimatwerk selbst sein unter der Überschrift „Standortbestimmungen: Wo stehen wir, wo werden wir zukünftig stehen?“.

Bernhard Jungnitz (KK)

Der exploratorische Imperativ

Das Kant-Forschungsstipendium des Bundeskulturbeauftragten

Am 15. Juni 2012 wurde erstmalig der neu geschaffene Immanuel-Kant-Forschungspreis des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) verliehen. Der nach dem großen Königsberger Philosophen und Aufklärer Immanuel Kant (1724–1804) benannte Preis wird für herausragende Dissertationen und Habilitationsschriften vergeben, die sich mit der Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa befassen.

Ausgezeichnet wurden nun die Züricher Kunsthistorikerin Dr. des. Britta Dümpelmann („Veit Stoß und das Krakauer Marienretabel. Mediale Zugänge, mediale Perspektiven“), der Berliner Antisemitismusforscher Dr. des. Tim Buchen („Antisemitismus in Galizien. Agitation, Gewalt und Politik gegen Juden in der Habsburgermonarchie um 1900“) und der Litauer Historiker Dr. Vasilijus Safronovas („Die Konkurrenz der Identitätsideologien in einer Stadt der westbaltischen Region: Forschungen am Beispiel Memels im 20. Jahrhundert“). Dümpelmann und Buchen erhielten zur Unterstützung der Veröffentlichung ihrer Arbeiten ein Preisgeld in Höhe von 2500 Euro, Safronovas für die Übersetzung seiner Dissertation ins Deutsche 5000 Euro.

*Schön und ganz schön nachdenklich:
Glasstudie „Melusine“* Bild: siehe Seite 29



Die Festansprache zur feierlichen Übergabe des Preises im Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) in Oldenburg hielt Dr. Michael Roik, Ministerialdirigent beim BKM. Kants „Durst nach Erkenntnis“ bleibe der Ausgangspunkt jeder Forschung und insbesondere der Motor jeder guten Dissertation und Habilitation. Mit dem Kant-Forschungspreis werde im Bereich der akademischen Nachwuchsförderung ganz gezielt eine neue Facette geschaffen. Der Preis sei auch ein Signal an die Universitäten, Forschungen zu Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa zu unterstützen. Bewußt habe man den Preis grenzüberschreitend konzipiert, indem er ausdrücklich auch die Prämierung einer Dissertation oder Habilitation vorsieht, die in einer ostmittel- oder osteuropäischen Sprache verfaßt worden ist und durch die Übersetzung einen deutlich weiteren Rezipientenkreis erreichen soll. Investitionen in den akademischen Nachwuchs sind nach Überzeugung von Michael Roik von besonderer Bedeutung: „Ich bin sicher, daß der Immanuel-Kant-Forschungspreis in die Zukunft wirken wird.“

Der Forschungspreis ist Teil der Wissenschaftsförderung des BKM nach § 96 BVFG. Diese soll dazu beitragen, daß das Themenspektrum von Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa im akademischen Diskurs präsent bleibt und dadurch auch gesamtgesellschaftlich die ihm gebührende Aufmerksamkeit erfährt. Insofern ist gerade die Förderung im wissenschaftlichen Bereich von herausgehobener Bedeutung.

Der BKM als Kulturressort sieht – so führte Michael Roik weiter aus – die von ihm betriebene Wissenschaftsförderung als Teil seiner Kulturpolitik: „Wissenschaftliche Erkenntnis ist hier kein Selbstzweck, sondern hat einzufließen in Kulturerhalt und Kulturvermittlung. Die Wissenschaftsförderung

auf der Grundlage des Paragraphen 96 BVFG soll zum einen sicherstellen, dass dieser Themenkomplex in wissenschaftlicher Qualität und in internationaler Vernetzung bearbeitet wird. Zum anderen ist gerade der Wissenschaftsbereich derjenige, über den viele junge Leute – in Deutschland wie auch in den östlichen Partnerländern – einen Zugang zu Kultur und Geschichte und insbesondere Beziehungsgeschichte in den historischen deutschen Provinzen und Siedlungsgebieten finden.“ Der Wissenschaftsbereich liefere wichtige Impulse für die ebenfalls nach dem genannten Paragraphen geförderten sieben Landesmuseen, die Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung und für weitere Kultureinrichtungen. Die geförderten wissenschaftlichen Einrichtungen, zu denen mehrere außeruniversitäre Forschungsinstitute gehören, darunter das renommierte Herder-Institut, außerdem Stiftungs- und Juniorprofessuren im In- und Ausland oder das Akademische Förderprogramm für die Jahre 2011–2014 aus Mitteln der jüngsten Forschungsinitiative der Bundesregierung gewährleisten darüber hinaus eine solide Basis für den gesamten Förderbereich.

Die Laudatio auf die Preisträger hielt Prof. Dr. Thomas Wünsch, Universität Passau, der Vorsitzende der Jury, der dies gleich mit einem Lob auf den neuen Forschungspreis verband. Denn – so Wünsch – „wenn, mit Schillers ‚Lied von der Glocke‘, das Werk den Meister loben soll, dann kann der Preis nur so gut sein wie die, die ihn erhalten“. Den Immanuel-Kant-Forschungspreis bezeichnete er als „Langzeitfolge [...] aus dem neuen Aufbruch in die Geschichte der ehemaligen deutschen Ostgebiete – und, notabene, der polnischen und russischen Westgebiete –, den die 90er Jahre freigesetzt haben“. Wünsch rief in seiner Rede den 2011 verstorbenen Historiker (und gebürtigen Oberschlesier) Horst Fuhrmann in Erinnerung. Wie einst Fuhrmann ein großes Schlesien-Buch von Norbert Conrads, so habe auch Wünsch die Dissertationen nach dem „licet“ (dem Erlaubten), dem „deceat“ (dem Gezie-

menden) und dem „expedit“ (dem Nützlichen) geprüft.

Preisträgerin Britta Dümpelmann sei es gelungen, nicht nur dem Bildwerk des Marienaltars neue Aspekte abzurufen, sondern die Geschichte der Gattung neu zu schreiben. Sie führe Kunstgeschichte als eine Art Universalgeschichte vor. Tim Buchen habe neue Einsichten in die Dynamik eines Ausgrenzungsprozesses, in die Agitation und die Gewalt in der Geschichte des Antisemitismus eröffnet. Vasilijus Safronovas' Dissertation sei eine ungewöhnlich mutige zeitgeschichtliche Arbeit. Darin treten die politikgeschichtlichen Entwicklungslinien neben die symbolische Aneignung der Stadt Memel/Klaipeda mit ihrer Geschichte und der Umgang mit dem deutschen Kulturerbe im Spannungsfeld der ideologischen Konkurrenz gerade ohne jede Nostalgie oder Moralisation in den Fokus. „Exzellente Kandidaten, methodische Neuerungen, multidisziplinäre Zugänge“, so faßte Thomas Wünsch die Beurteilung der Jury zusammen: „licet“.

Die Themen, aber auch die Herkunft der insgesamt 18 Bewerberinnen und Bewerber für den Kant-Forschungspreis 2012 zeigten, „daß dieser Preis eine internationale Forschungslandschaft bedient“. Der Laudator und Vorsitzende der Jury sprach von „nachwachsendem Interesse“, das sich hier artikuliert und „die noch in den 80er Jahren eher als Mottenkiste denn als Hoffnungsträger geltende Geschichte der ehemaligen deutschen Ostgebiete mit neuem Leben füllt“. Das sei nur möglich, wenn „in der Sache selbst Leben vorhanden“ sei – das vermeintliche „Ende der Geschichte“ sei hier wohl eher ein Anfang: „deceat“.

Beim dritten Kriterium der Prüfung – dem Nutzen – konstatierte Wünsch eine deutliche Veränderung der Ausgangssituation seit 1994, als Horst Fuhrmann seine zu Beginn erwähnte Rezension schrieb. Heute stehe die „Geschichte Schlesiens genauso wie diejenige Preußens, Pommerns, Siebenbürgens, des Sudetenlands und anderer Gebie-

te des östlichen Europa mit deutscher Präsenz in Geschichte und Gegenwart nicht mehr mit dem Rücken zur Wand“, der lebende Beweis seien die Preisträger. Sie integrierten „Themen, die vor 1989 noch vielerorts mit einem haut gout belastet waren“, in die „ganz normale“ Forschungslandschaft Deutschlands, aber auch des Auslands. Wünsch resümierte: „In dieser Repatriierung von Forschungsfragen zu den ehemaligen deutschen Siedlungsgebieten im Osten in die zünftigen Fachwissenschaften sehe ich den größten Gewinn“. Das Gesamtergebnis: „expedit“.

An der sehr gut besuchten, musikalisch umrahmten Preisverleihung im Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) nahmen auch Oldenburgs Oberbürgermeister Professor Dr. Gerd Schwandner und Professor Dr. Gunilla Budde, Vizepräsidentin der Universität Oldenburg für Studium und Lehre, teil. In ihren Grußworten hoben beide die gute Zusammenarbeit mit dem BKGE hervor, das als Geschäftsstelle des Kant-Forschungspreises fungiert und als An-Institut mit der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg verbunden ist. *Maria Luft (KK)*

Hanse und Herrenhäuser

Baltische Projekte im Ostpreußischen Landesmuseum



Ein Männlein steht im Museum: die Silberstatue des heiligen Mauritius aus dem Kloster Medingen als Herold der Lüneburger Hanse-Ausstellung

„Es geht los.“ Im Ostpreußischen Landesmuseum war während der Hansetage nicht nur starkes Besuchergedränge der vielen gut gelaunten Gäste aus aller Welt, sondern schon deutlich Aufbruchsstimmung zu spüren. Anlässlich der weithin Aufmerksamkeit erregenden Ausstellung „Vertraute Ferne“ zur historischen Hanse besuchten Ende Juni hochrangige diplomatische Vertreter der drei baltischen Länder Lettland, Estland und Litauen das Ostpreußische Landesmuseum.

Ihr Blick richtete sich auf die neu zu begründende deutschbaltische Abteilung des Museums, die jetzt als weltweit erstes Museum für Kultur und Geschichte der Deutschbalten und damit eine neue und bedeutende Brücke ins Baltikum konkrete Gestalt annimmt. Denn die Hanse-Ausstellung zeigt mit ihren fast 200 mittelalterlichen Exponaten Leihgaben aus sieben Ländern und bildet damit nahezu den gesamten Hanseraum ab. Naturgemäß liegt ein Schwerpunkt aber im europäischen Osten. In der neuen deutschbaltischen Abteilung wird die Hanse eine wichtige Rolle spielen, da z.B. mit Riga, Reval (Tallinn) und Dorpat (Tartu) bedeuten-

de Hansestädte im Baltikum lagen. Denkt man zusätzlich noch an die alten preußischen Städte wie Danzig, Elbing, Königsberg und Thorn, mächtige Hansestädte des Deutschordens-Staates, wird deutlich, welche wichtige historische Klammer die Hanse für das Lüneburger Museum darstellt.

Entsprechend bildet diese Ausstellung zur historischen Hanse einen ersten Baustein der neuen Abteilung. Ein weiterer folgt bereits im Herbst mit der sich anschließenden Sonderausstellung „Glanz und Elend. Mythos und Wirklichkeit der Herrenhäuser im Baltikum“, die der neue Osteuropahistoriker Dr. Eike Eckert betreuen wird. 2014 schließlich – mit dem Abschluß des Modernisierungs- und Erweiterungsbaus des Ostpreußischen Landesmuseums – wird die deutsch-baltische Abteilung ein fester Bestandteil der Dauerausstellung sein, die in enger Kooperation mit der in Lüneburg ansässigen Deutschbaltischen Kulturstiftung, aber auch mit dem Nordostinstitut als dem zentralen Forschungsinstitut für das Baltikum geschaffen wird.

Die hohen Gäste zeigten sich von dem Vorhaben wie auch von der Hanse-Ausstellung begeistert. Schließlich präsentiert das Museum nicht nur ungewöhnliche archäologische Funde, sondern z. B. auch den überaus prächtigen Revaler Codex lübischen Rechts von 1280 aus dem Staatsarchiv Tallinn.

Derart hochwertige Leihgaben zeugen von den guten Kontakten und Kooperationen des Ostpreußischen Landesmuseums mit Museen und Archiven nicht nur in Polen und Rußland, sondern jetzt auch in den baltischen Ländern. Auf die neue Abteilung, auf weiter wachsende länderübergreifende Kooperationen, auf gegenseitigen regen Austausch und auf den wichtigen Beitrag der Kulturgeschichte zu einem friedlichen Europa stießen Vertreter des Museums mit dem lettischen Botschafter Ilgvars Klava, dem litauischen Botschaftsrat Ernestas Mickus sowie dem Gesandten der estnischen Botschaft, Carl Eric Laantee Reintamm, und Kulturattaché Harry Liivrand an. Breite Unterstützung für das ambitionierte Projekt wurde zugesichert. (KK)

Was ist das Geistige am Sportgeist?

Eine Danziger Ausstellung mit Ellinger Beteiligung bietet Antworten

Bis zum 30. September ist im Rechtsstädter Rathaus in Danzig die Ausstellung „Citius, Altius, Fortius – Dimensionen im Sport“ zu sehen. Die Ausstellung wurde von Kurator Dr. Janusz Trupinda, der seit 2008 Mitglied in der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens ist, im Vorfeld der Fußballeuropameisterschaft 2012 gestaltet.

„Schneller, höher, weiter“ behandelt nicht nur Fußball, sondern Sportler und Sportarten von den ersten Olympischen Spielen der Neuzeit bis in die Gegenwart und zeigt ein mehrfarbiges Mosaik des Sports in Pom-

mern, Ermland und Masuren. Die Präsentation ist nicht nach Nation oder Nationalität – polnisch oder deutsch – gegliedert, sondern nach den Orten, aus denen die erfolgreichen Athleten kommen. Sie zeigt die Kontinuität des Sports, die Menschen und ihre Motivationen, ihre Erfolge und ihr Scheitern in Zeiten des Friedens und des Krieges.

Die Ausstellungsräume im Rathaus bilden eine veritable Arena für Sporterinnerungen nach der Idee des Schöpfers der modernen Olympischen Spiele, Baron Pierre de Coubertin. Sport ist ein gemeinsamer Wert von Menschen verschiedener Rassen, Reli-



Keine Pokale gewonnen, aber mit ihnen die Besucher: Dr. Wolfgang Freyberg aus Ellingen (l.) und Dr. Janusz Trupinda

Bild: der Autor

gionen, Kulturen, politischer Systeme und Nationen.

Gezeigt wird die reiche und lange Tradition der Sportvereine wie des vor 1900 gegründeten Turnerbundes „Sokol“, des 1922 daraus entstandenen und heute noch bestehenden Clubs „Gedania Danzig“ sowie des 1925 als „Akademischer Aero Club von Danzig“ gegründeten heutigen „Aeroklub Gdanski“. Die Idee der Ausstellung ist es, den kulturellen Wert und die Stärke des Sportgeistes zu zeigen.

Ein besonderer Platz ist den deutschen wie den polnischen Olympiateilnehmern gewidmet. Dabei werden Athleten wie der Fünf-

kämpfer Stefan Szelestowski, Torwart Jozef Mlynarczyk, die Leichtathletin Stanislaw Walasiewiczowna, der Reiter Karol Rommel, der Kugelstoßer Hans Woellke, der Leichtathlet Erwin Blask, der Boxer Zygmunt Chychla, der Hindernisläufer Bronislaw Malinowski, der Fußballer Kazimierz Deyna, der Speedwayfahrer Zenon Plech, der Tischtennisspieler Andrzej Grubba, der Kunstturner Leszek Blanik, der Boxer Dariusz Michalczewski, die Weltumseglerin Krystyna Chojnowska-Liskiewicz und viele andere gezeigt und ihre Leistungen gewürdigt, eine willkommene Gelegenheit, über den Sport die Leidenschaften dieser Menschen und ihre Geschichte nachzuvollziehen. Verschiedene Sportler sind während der Laufzeit der Ausstellung als Gäste anwesend.

Unter anderem werden originale Olympiamedaillen, Urkunden, Fotos, Sportgeräte wie Eissegler, Rennräder, Fußbälle, Teamkleidung und der Weltmeistergürtel von Dariusz Michalczewski gezeigt. Dabei hat das Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen aus seinen Beständen zahlreiche Originalobjekte für die Ausstellung zur Verfügung gestellt.

Manfred E. Fritsche (KK)

Fragmentarische Genesung

Reichstadt, ehemals habsburgischer Sommersitz

Das Düsseldorfer stadthistorische Museum zeigte vor einiger Zeit eine Ausstellung über die Franzosenzeit und Kaiser Napoleon im Rheinland. Die junge Historikerin, die die Besucher durch verdunkelte Räume führte, verwies unter anderem auf ein Gemälde, das den jungen Herzog von Reichstadt zeigt. Meine Frage, wo Reichstadt liege, konnte sie nicht beantworten.

Napoleon Franz-Josef war der Sohn aus

Napoleons Verbindung mit der Habsburgerin Marie Luise, der bis zu seinem frühen Tod im Jahre 1832 das deutsch-böhmische Städtchen nie besuchte.

Es blieb jedoch mit dem österreichischen Kaiserhaus verbunden, war doch das geräumige Schloß einer der Sommersitze des 1848 abgedankten österreichischen Kaisers Ferdinand I. (1793–1875) und blieb bis 1918 im Besitz der Habsburger. Am 1. Juli 1900



Noch muß manche Mauer weg, etwa die im Portal zur Parkseite des Reichstädter Schlosses

Bild: der Autor

schließlich wurde in der Schloßkapelle die morganatische Ehe des österreichisch-ungarischen Thronfolgers Franz Ferdinand mit der Gräfin Sophie Chotek geschlossen, die dann 1914 in Sarajewo von dem serbischen Nationalisten Princip ermordet wurden.

Heute kann das Schloß mit seinen prächtigen Innenräumen als Museum besichtigt werden. Deutsche und tschechische Meister haben es im 19. Jahrhundert noch reich ausgestattet, darunter der Maler J. Navratil und der Dresdner Bildhauer Jeremias Süßner im Terrassengarten, sowie noch davor italienische Maler. Im Schloßgraben wird ein einsamer Bär gefangen gehalten, die Fortführung einer feudalistischen Sitte, die um so mehr befremdet, als der jahrzehntelang herrschende tschechoslowakische Kommunismus doch fast alles am Feudalismus verdammt.

Das Schloß selbst thront über dem malerischen Städtchen in majestätischer Ruhe, scheinbar unberührt von früheren Zerstörungen und Kämpfen, von politischen Um-

wälzungen und der grausamen Vertreibung von mehr als 3000 sudetendeutschen Reichstädtlern (1930 ca. 85 Prozent deutsche Bevölkerung). Ihre Spuren sind trotz einer ganzen Reihe von Restaurierungen in den letzten 20 Jahren, unter anderem der Wiederherstellung der großartigen Dreifaltigkeitssäule auf dem Marktplatz, weiter zu sehen. Das ehemalige Kapuzinerkloster aus dem 17. Jahrhundert ist „völlig verwüstet“ (so in der tschechischen Publikation über „Reichstadt und Umgebung“ aus dem Jahr 2010), das frühere Nonnenkloster beherbergt im Erdgeschoß eine Post, das ehemalige Hotel „Habsburg“ am Markt wartet auf Renovierung.

Der riesige Meierhof am Fuße des Schloßhügels steht leer und verfällt, und das wappengeschmückte Eingangsportal zur Parkseite ist zugemauert. Ratsherr Zdenek Rydygr bezweifelte die Möglichkeit einer Wiederherstellung. Immerhin hat er im geräumigen Gebäude der Papierfabrik der Familie Held, die er heute weiterführt, ein privates Museum zur Geschichte dieser sudetendeutschen Familie und der Maskenfabrikation eingerichtet, dem man weiteren Ausbau wünschen möchte.

Den großen Schloßpark schmücken zahlreiche Niken und Karyatiden, die freilich ebenfalls einer Restaurierung bedürften. Im Ort sind neben einer alten Steinbrücke über den Zwittebach, auf der in diesem Herbst in sudetendeutsch-tschechischer Gemeinsamkeit ein Versöhnungskreuz anstelle einer früheren Heiligenstatue errichtet werden wird, noch eine ganze Reihe alter Block- und Umgebendehäuser zu entdecken, die die Zeiten und auch große Überschwemmungen der letzten Jahre überstanden haben.

„Gott verbindet uns“, wird auf dem neuen Kreuz in beiden Sprachen zu lesen sein. Es verbinden uns aber auch die Höhepunkte und Erschütterungen der Geschichte, die in die Gegenwart hereinwirken als Auftrag an ein menschlicheres Miteinander.

Rüdiger Goldmann (KK)

Bücher, Medien, Veranstaltungen

Quod est in actis

R. M. Douglas: „Ordnungsgemäße Überführung“. Die Vertreibung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg, Verlag C. H. Beck, München 2012, 560 Seiten, 29.95 Euro

Der irisch-amerikanische Historiker R. M. Douglas (48), der an der Colgate University in Hamilton bei New York lehrt, hat ein einzigartiges Werk über Flucht und Vertreibung der Deutschen 1944/47 geschrieben. Einzigartig ist das 560 Seiten umfassende Geschichtswerk deshalb, weil der Autor, 67 Jahre nach Kriegsende 1945, dieses Jahrhundertthema noch einmal aufgegriffen hat, versehen mit neuem Material aus tschechischen, polnischen und russischen Archiven, das erst nach dem Zusammenbruch der kommunistischen Staatenwelt der Forschung zugänglich gemacht wurde; einzigartig aber auch deshalb, weil der Autor nach eigener Aussage ein solches Buch seit Jahren schmerzlich vermißt hat, um es dann, von Freunden und Kollegen gedrängt, selbst zu schreiben; und einzigartig schließlich auch deshalb, weil hier die Initiative, unter neuen Aspekten über Flucht und Vertreibung nachzudenken, von einem biographisch nicht belasteten Forscher ausging, während deutsche Historiker diesem schwierigen Thema, von Ausnahmen abgesehen, seit Jahren ausweichen. So vermerkt R. M. Douglas in der Einleitung einen „bei deutschen wie nichtdeutschen Forschern vorhandenen Widerwillen“ gegen eine gerechte Bewertung des ungeheuerlichen Vorgangs, weil im Ausland bis heute die Meinung vorherrsche, die Deutschen wären mit Landverlust und Vertreibung zu Recht für die Verbrechen des Nationalsozialismus bestraft worden.

Daß diese schlichte Rechnung, um den Begriff „Aufrechnung“ zu vermeiden, nicht aufgeht und nicht aufgehen kann, zeigt nicht zuletzt dieses Buch, dessen Titel dem Text des Potsdamer Abkommens vom 2. August 1945 entnommen ist. So ist es nur folgerichtig, daß das erste der 13 Kapitel den Titel „Der Planer“ trägt und sich einem Mann widmet, der als tschechischer Politiker im Londoner Exil 1938/45 die Vertreibung der 3,5 Millionen Sudetendeutschen genauestens geplant, logistisch vorbereitet und in grausamster Weise durchgeführt hat: Eduard Benesch. Das zehnte Kind eines verarmten Kleinbauern machte sich die Eliminierung der deutschen Minderheit, die nach den Tschechen immerhin die zweitgrößte Volksgruppe vor den Slowaken und Ungarn war, zur Lebensaufgabe. Als Außenminister der noch jungen Tschechoslowakei wurde er nach dem Ersten Weltkrieg zu den Friedensverhandlungen mit dem besiegten Deutschland nach Versailles geschickt und konnte dort durchsetzen, daß im Vertrag vom 28. Juni 1919 den Sudetendeutschen kein Selbstbestimmungsrecht zugestanden wurde. In seinen sieben Londoner Jahren arbeitete er ununterbrochen daran, dem englischen Außenminister Sir Anthony Eden deutlich zu machen, daß ein Verbleiben der Sudetendeutschen nach 1945 in der Tschechoslowakei unzumutbar wäre. Mit dem von der tschechischen Exilregierung unter Eduard Benesch geplanten und in Auftrag gegebenen Attentat vom 27. Mai 1942 auf Reinhard Heydrich, den stellvertretenden „Reichsprotector“ von Böhmen und Mähren, konnte der tschechische Exilpolitiker seinen Einfluß auf die britische Außenpolitik stärken und der Politik der Aussiedlung den Weg bereiten.

Wer dieses Buch liest, muß sich auf eine völlig neue Sicht einstellen. Nicht mehr die deutschen Opfer von Flucht und Vertreibung, die vergewaltigten Frauen, die erfrorenen und verhungerten Kinder, stehen im Mittelpunkt der Untersuchung, sondern die Täter und ihre Auftraggeber in Moskau, London und Washington: neben Eduard Benesch also Josef Stalin, Winston Churchill und Franklin Roosevelt. Es ist eines der Verdienste des Autors, daß hier die Mitverantwortung der Westmächte an diesem namenlosen Unglück der zwölf Millionen Vertriebenen aus den preußischen Ostprovinzen und dem Sudetenland benannt werden, nicht im Sinne polemischer Behauptungen, sondern beweiskräftig belegt nach intensivem Aktenstudium in den Archiven der Siegermächte.

Der belesene Autor findet unzählige Beispiele dafür, wie seit Beginn der Menschheitsgeschichte ganze Völker umgesiedelt und vertrieben wurden, bis ins Alte Testament hinein, und wird besonders fündig im römischen Weltreich und im zaristischen Rußland. Für die nach 1944/45 betroffenen Deutschen mag das nur ein schwacher Trost sein. Die Verursacher dieser unmenschlichen Politik, ob nun in Moskau oder London ansässig, waren an der Art und Weise, wie das Potsdamer Abkommen vom 2. August 1945, das eindeutig die Handschrift Josef Stalins trug, umgesetzt wurde, höchst desinteressiert. Sie befanden sich zum einen im Siegestaumel, es gab außerdem übergeordnete Gesichtspunkte wie die Erhaltung der brüchig werdenden Allianz der Siegermächte. Zudem beruhte, und hier zitiert der Autor wiederholt angelsächsische Quellen, die politisch-moralische Einschätzung dieses entsetzlichen Vorgangs auf der Annahme einer Kollektivschuld der Deutschen, die hier nur für ihre Verbrechen im Zweiten Weltkrieg bestraft würden.

Um diese Denkweise zu verdeutlichen, sei hier angeführt, was der britische Diplomat und Polenspezialist Robin Hankey am 11. Juli 1947 an einen Kollegen schrieb, nachdem er den Bericht eines deutschen Opfers

über Mißhandlungen und Unterernährung im polnischen Nachkriegslager Potulitz bei Bromberg gelesen hatte: „Ich bin auch der Meinung, dass die Bedingungen ... schrecklich sind. Ich wäre sehr viel tiefer bewegt gewesen, wenn ich nicht selbst die Vernichtungslager in Majdanek und Auschwitz gesehen ... hätte. (Deshalb) kann ich nicht viel Mitgefühl für die armen Deutschen entwickeln, obwohl ich ihre Behandlung ablehne.“

Was dieses Buch vor allen anderen zum gleichen Thema auszeichnet, ist die Erkenntnis, daß deutsches Leid, wie es durch Flucht und Vertreibung millionenfach erzeugt wurde, in den frühen Nachkriegsjahren immer nur als Vergeltung für deutsche Verbrechen gesehen wurde. Diese Sicht ist bis heute auch in der wissenschaftlichen Aufarbeitung des Geschehens nachweisbar. Erst R. M. Douglas, der weder durch seine Biographie noch als Zeitzeuge mit Deutschland verbunden ist, hat dieses Denksystem falscher Zuordnungen und nur fiktiver Kausalitäten aufgebrochen. Von dieser Position aus versteht man auch, warum er die Zeugenaussagen deutscher Betroffener, er nennt sie „Opfererzählungen“, nicht einbezieht: Sie würden, so abwegig es klingt, seinen überzeugenden Diskurs, die Täter von damals zu überführen, nur stören. Auch seine für Deutsche vielleicht unverständliche Auseinandersetzung mit dem Historiker Theodor Schieder und seiner bis heute unübertroffenen „Dokumentation der Vertreibung“ erklärt sich aus dieser Sicht, auch wenn er dabei so überragende Zeugnisse wie Hans Graf Lehnendorffs „Ostpreußisches Tagebuch“ und Marion Gräfin Dönhoffs Bericht „Namen, die keiner mehr nennt“ vernachlässigt. Eindeutig der steht Autor mit seinem anspruchsvollen und höchst lesenswerten Buch auf der Seite der Opfer.

Jörg Bernhard Bilke (KK)

Jiddisch aus dem Jenseits

Raphaela Kitzmantel: Die jiddische Welt von Gestern. Josef Burg und Czernowitz. mandelbaum Verlag, Wien 2012, 19,90 Euro

Ein Schriftsteller geht durch einen Park und entdeckt einen Zeitungsleser. Der liest eine Geschichte des Autors, der Zeit seines Lebens jiddisch geschrieben hat. Der Autor spricht seinen Leser an: „Ihr seid vermutlich kein Hiesiger?“ Der Befragte antwortet indirekt: „Herrlich, sobald es Jiddisch ist, sieht man aus wie einer, der aus dem Jenseits gekommen ist.“ Dies ist ein Zitat aus der Geschichte „Mein Leser“ von Josef Burg, geschrieben 2002. Zu diesem Zeitpunkt war sich Josef Burg vermutlich darüber im klaren, daß die Weltsprache Jiddisch immer nachrangig sein wird. Der damals 90jährige hat sich also aus eigenem Antrieb als „aus dem Jenseits“ kommend charakterisiert. Jenseitig – damit ist das hier vorzustellende Buch von Raphaela Kitzmantel, „Die jiddische Welt von Gestern. Josef Burg und Czernowitz“, absolut nicht negativ charakterisiert. Denn Leben und Wirken des jiddischschreibenden Schriftstellers Josef Burg in Czernowitz fanden statt in einer Gegend, die, in früheren Zeiten von Karl Emil Franzos als „Halbasien“ bezeichnet, nach dem Zweiten Weltkrieg hinter dem Eisernen Vorhang verschwand. Das nach dessen Fall einsetzende Interesse an der Bukowina und ihrer Hauptstadt Czernowitz richtete sich zunächst hauptsächlich auf die deutsch geprägte jüdische Welt, also auf Rose Ausländer und Paul Celan, um nur die berühmtesten Vertreter zu nennen. Daß es daneben eine jiddische Welt gab, sickerte erst langsam in das Bewußtsein derer, die mehr über den „Mythos Czernowitz“ erfahren wollten.

So erfuhr auch Josef Burg erst nach und nach die Aufmerksamkeit, die ihm gebührt. Zwar erschien 1988 in der DDR eine erste deutsche Übersetzung mit Erzählungen, die

zwischen 1934 und 1984 entstanden sind, aber erst 1999 war Josef Burg literarisch auch in Westdeutschland salonfähig. Vor allem der Hans Boldt Verlag in Winsen/Luhe darf sich das hohe Verdienst anrechnen, ihn präsentiert zu haben. Es ist ein schmales, aber wunderbares Werk.

Josef Burg hat Zeit seines Lebens nur in Jiddisch geschrieben, weil ihm dies nicht nur als Ausdrucksform, sondern auch als Lebensform angemessen schien. Sehr deutlich wird dies in einer Äußerung über Paul Celan: „Er gehört der deutschen Literatur oder der österreichischen, wie man es sehen mag, jedenfalls nicht der jüdischen. (...) Zur jüdischen Literatur gehört, was in Jiddisch oder Hebräisch geschrieben wurde. (...) Die Sprache ist das Entscheidende.“ Dieses rigorose Urteil gilt dann natürlich auch für alle anderen Czernowitzer jüdischen Dichter. Der Entschluß, nur jiddisch zu schreiben, bedeutete, sich von vornherein auf eine beschränkte Leserschaft einzulassen. Dafür gab es in der Zwischenkriegszeit eine ganze Reihe von Publikationsorganen. Josef Burg war's zufrieden. In Czernowitz, wo 1908 die für die jüdische Identität so wichtige Konferenz über Jiddisch stattgefunden hatte, wurde er gelesen.

Geboren wird er am 30. Mai 1912 in Wischnitz am Czeremosz, etwa 90 Kilometer nordöstlich von Czernowitz. Der Vater ist Flößer. 1924 zieht die Familie um in die große Stadt. Die Atmosphäre zieht ihn in ihren Bann, erste literarische Versuche werden freilich erst 1934 veröffentlicht. Als die Sowjets 1940 in Bessarabien einmarschieren, beginnt für Josef Burg eine fast zwanzigjährige Odyssee durch die Sowjetunion. Im Unterschied zu seinen Leidensgenossen kann er der Verfolgung durch Deutsche oder Rumänen entgehen.

Zum besseren Verständnis hätte Raphaela Kitzmantel darauf hinweisen können, daß der sowjetische Einmarsch in Bessarabien im Zusammenhang mit dem Hitler-Stalin-Pakt stand, der Europa vom Baltikum bis eben

Bessarabien aufteilte in die deutsche und die sowjetische Interessenssphäre. Für Czernowitz bedeutete es im Herbst 1941 die Einverleibung in die ukrainische SSR, gewaltsam herbeigeführt vom damaligen ukrainischen Parteichef Nikita Chruschtschow. Die Odyssee durch die Sowjetunion beginnt für Josef Burg in Rosendamm in der Wolgarepublik. Sie führt ihn über Taschkent, Samarkand, Tscheljabinsk, Iwanowo, Stalingrad, Pyatigorsk und Baksan schließlich zurück nach Czernowitz. Auf allen Stationen wird er als Lehrer für Deutsch an Schulen und Universitäten gut beurteilt. Aber immer wird der Punkt erreicht, an dem er entweder als Jude oder als Nichtparteimitglied oder als „Kosmopolit“ (deutschfreundlicher Westabweichler!) denunziert und weitergeschickt wird.

1959 entschließt sich Josef Burg zur Heimkehr. Doch in was für eine Heimat kommt er? Die Familie ausgelöscht, Freunde und Bekannte ermordet oder vertrieben: „Ich kam in eine Stadt, in der ich mein ganzes junges Leben verbracht hatte, in der ich Schriftsteller geworden war und Mensch – aber ich kannte dort niemanden. Ich hatte das Gefühl, dass die Steine unter meinen Füßen weinten.“ Josef Burg ist wieder in vertrauter Umgebung, mehr nicht. Nach wie vor ist das Leben entbehrensreich. Er ist mittlerweile verheiratet und hat eine Tochter. Es dauert, bis er wieder als Lehrer erst an der Schule und dann auch an der Universität in Czernowitz arbeiten kann.

Unter Chruschtschow setzt auch kulturell zunächst Tauwetter ein. Das ist eines der Paradoxa der Sowjetunion: hie Antisemitismus allenthalben – da explizite Förderung des Jiddischen. Ab 1961 erscheint eine Monatsschrift, „Sovetish Heymatland“, in der er freilich nur sporadisch publiziert. Denn nachdem er entdeckt hat, daß man in Paris oder Warschau unter Umgehung der sowjetischen Genehmigungsbehörden publizieren kann, nutzt er es aus. Das aber macht ihn zur persona non grata in der Zentralredakti-

on in Moskau. Diese ungleichen Auseinandersetzungen ziehen sich über Jahre hin, Jahre, in denen das Reservoir der jiddisch-schreibenden Autoren immer kleiner wird, weil sie auswandern nach Israel etwa oder in die USA.

Josef Burg aber denkt gar nicht ans Auswandern: „Der Pruth spricht mit mir Jiddisch. – Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Donau Jiddisch spricht.“ Aus dem Bukowiner wurde also kein „Bukowiener“, obwohl er von 1934 bis 1938 in Wien gelebt hat. 1988 erscheint sein erstes Buch in der DDR, verbunden mit einer Einladung. Da liegt die Sowjetunion in Agonie, und die Hoffnungen auf weitere Erleichterungen erfüllen sich. Josef Burg, knapp 80 Jahre alt, kann endlich in – für seine Verhältnisse – größerem Maßstab dem Jiddischen Aufmerksamkeit verschaffen. Sein großes Vorbild ist der Literaturnobelpreisträger Isaac Bashevis Singer. Der nutzte seine Dankesrede zur Verleihung des Literaturnobelpreises 1978 für ein Loblied auf das Jiddische: „Das Jiddische ist im übertragenen Sinn die weise und demütige Sprache unserer aller, die Sprache der entsetzten und hoffnungsvollen Menschheit.“ Beiden Teilen hat sich Josef Burg allen widrigen Lebensumständen zum Trotz immer zugeordnet.

Soweit ein Leben aus dem „Jenseits“ hinter dem Eisernen Vorhangs, aus dem „Jenseits“ der gängigen, kanonisierten Literaturgeschichte. Josef Burgs Leben ist Raphaela Kitzmantel zwar nicht gerade ein normales Leben, doch das Außergewöhnliche des Anspruchs dieses Schriftstellers an sein Werk und sein Leben hebt sie nicht besonders hervor. Gern hätte man mehr gelesen aus ihren Gesprächen mit Josef Burg, gern hätte man zu den bedeutsamen Einschnitten in Josef Burgs Leben auch den historischen Hintergrund wenigstens skizziert bekommen, gern hätte man die zum Teil sehr langen, kommentarlos aneinander gehängten Zitate etwas besser eingeordnet bekom-

men, als es einem das eigene Wissen ein-
gibt. So bleibt festzuhalten, daß Raphaela
Kitzmantel „Die jiddische Welt von Gestern“
nur stückweise der Vergessenheit entrissen
hat.

Ulrich Schmidt (KK)

Symbolissima

*Renata Schumann: Hedwig von Schlesien –
Eine Frau für Europa. Bergstadtverlag,
Görlitz 2012, 200 Seiten, 14,90 Euro. Bestel-
lungen Tel. (0 35 81) 40 20 21, www.schlesi-
sche-schatztruhe.de*

Kürzlich ist in dem in Görlitz und Freiburg
ansässigen Bergstadtverlag posthum ein
neues Hedwigs-Buch der am 6. Februar
2012 verstorbenen schlesischen Autorin
Renata Schumann erschienen.

In seinem Vorwort unterstreicht der emeriti-
erte Oppelner Erzbischof Alfons Nossol
den besonderen Stellenwert des Buches, in
dem nicht nur das Leben St. Hedwigs im
Mittelalter, sondern auch deren über Jahr-
hunderte bis heute andauerndes versöhnen-
des Wirken als von Deutschen und Polen
gemeinsam verehrte Schutzpatronin darge-
stellt wird.

So gewährt dieses Buch auch tiefe Einblik-
ke in die wechselhafte Geschichte Schlesi-
ens seit dem Mittelalter, vor allem auch sei-
nen Niedergang und zeitweiligen Untergang
in den Tragödien des 20. Jahrhunderts.

Gleichzeitig wird deutlich, wie die atember-
aubende Wiedergeburt Schlesiens und eine
neue Ära deutsch-polnischer Verständigung
nach der friedlichen Revolution im Jahre
1989 erneut mit St. Hedwig verbunden sind,
der überragenden Symbolfigur für ein ge-
deihliches Miteinander und Füreinander von
Deutschen und Polen im heutigen Europa.

So bildet dieses Buch eine Pflichtlektüre für
jeden, dem an Schlesien und einer guten

Nachbarschaft zwischen Deutschen und
Polen gelegen ist. (KK)

Erdbebenmacher

Der ehemalige polnische Staatspräsident
Lech Walesa nahm in Dillingen an der Donau
den Europäischen St.-Ulrichs-Preis entge-
gen. Die Europäische St.-Ulrichs-Stiftung
fördert mit ihrem Preis die „Einheit Europas
in christlich-abendländischer Tradition und
im Geiste St. Ulrichs“. Stiftungsvorsitzender
ist Leo Schrell, Landrat des Landkreises
Dillingen, Augsburgs Bischof Dr. Konrad
Zdarsa steht an der Spitze des Kuratoriums.
Der Preis ist mit 10 000 Euro dotiert und
wurde u. a. bereits an Helmut Kohl, Roman
Herzog, Marion Gräfin Dönhoff, den Prager
Kardinal Miloslav Vlk und Anne-Sophie Mut-
ter überreicht.

Zu der Feierstunde im Goldenen Saal der
Dillinger Akademie für Lehrerfortbildung und
Personalführung hatten sich zahlreiche pro-
minente Gäste eingefunden, unter ihnen Rein-
hard Kardinal Marx, Erzbischof von München
und Freising. In seiner Begrüßung würdigte
Landrat Leo Schrell die historische Bedeu-
tung des ehemaligen Streikführers von Dan-
zig. Lech Walesa habe bestätigt, daß „der
Lauf der Geschichte nicht das Ergebnis ei-
nes blinden Waltens unberechenbarer Kräf-
te, sondern zu einem wesentlichen Teil die
Konsequenz mutigen Handelns couragier-
ter Persönlichkeiten ist“.

Die Laudatio auf Lech Walesa hielt Hans-
Dietrich Genscher, ehemaliger Außenmini-
ster der Bundesrepublik Deutschland. Wale-
sa, so sagte Genscher, habe bei seinem un-
erschrockenen Kampf gegen ein totalitäres
System auch einen entscheidenden Beitrag
für die Einheit Deutschlands geleistet. „Die
Berliner Mauer wurde in Wirklichkeit auf der
Werft in Danzig erschüttert.“

Erich Pawlu (KK)

„Einfach. Eigen. Einzig“

Unter diesem widersprüchlich pointierten Titel versuchen die Kunstsammlungen Zwickau, Otto Mueller retrospektiv gerecht zu werden

Der aus Schlesien stammende Maler Otto Mueller ist schon weitgehend vergessen, und daher gebührt den Kunstsammlungen Zwickau großer Dank, daß sie unter dem Motto „Einfach. Eigen. Einzig“ in einer Retrospektive an diesen Künstler und an sein Werk erinnern.

Bis vor wenigen Jahren wurde Otto Mueller der 1905 in Dresden gegründeten Künstlervereinigung „Die Brücke“ zugeschlagen und damit verkannt. Die im Jahre 2010 gegründete Otto-Mueller-Gesellschaft mit Sitz in Weimar realisiert mit dieser Retrospektive, die Gemälde, Aquarelle, Pastelle, Zeichnungen sowie Lithographien und auch Malbriefe umfaßt, ihr erstes Ausstellungsprojekt. Bereits in ihrem ersten „Jahrbuch“ zum 80. Todestag Otto Muellers wurden Fehleinschätzungen zum Werk dieses Künstlers korrigiert.

Somit ist Otto Mueller weniger als passiver Empfänger fremder Einflüsse, sondern eher als ein aktiver Generator und Absender eigener Impulse an andere Künstler zu sehen. Zur Künstlervereinigung „Brücke“, die u. a. von den Malern Erich Heckel (1883–1970), Ernst Ludwig Kirchner (1880–1938) und Karl Schmidt-Rottluff (1884–1976) in Dresden gegründet wurde, gehörte Otto Mueller nur von 1910 bis 1913; er strebte nach einer „einfachen“ künstlerischen Ausdrucksweise und ging in diesem Streben, „auch im rein Handwerklichen“, bis zur Kunst der alten Ägypter zurück. Diesem „Vorbild“ entsprach auch eine sich von der Arbeitsweise der an-

deren „Brücke“-Maler ganz elementar unterscheidende „Entschleunigung“ bei der Entstehung seiner Werke und bei der Wiedergabe seiner Eindrücke von Mensch und Natur. Diese ureigene Kunstauffassung verhalf Otto Mueller zur Position eines Solitärs der Kunst des frühen 20. Jahrhunderts.

Otto Mueller wurde am 16. Oktober 1874 im schlesischen Liebau, nahe dem bekannten Kloster Grüssau an der böhmischen Gren-

Kunst kommt nicht von Können, sondern von Müssen, das sieht man dem Selbstbildnis an
Bilder aus der Ausstellung



Zwei Naturschönheiten in der schönen Natur, Anmut und Anstand fern aller Anständigkeit: Zwei badende Mädchen



ze, geboren. Der Vater war Steuerbeamter, und seine Mutter war das Adoptivkind einer Tante von Gerhart Hauptmann. Über sie hat Ilse Molzahn geschrieben: „Sie war ein ‚ausgesetztes‘ Kind, das in einer wohlhabenden Landwirtschaftsfamilie fast pietistisch erzogen wurde. Ich vernahm die rührende Geschichte einer böhmischen Magd, die mit dem Kind in der Scheune des besagten Landwirts nächtigte, entweder starb oder verschwand – jedenfalls adoptierte man den Säugling ... Das Bild der Mutter Otto Muellers zeigte eine sehr schöne junge Frau, vollendet gewachsen, mit einem feinen schmalen Kopf, einem zarten Gesicht ... Sie soll blond und blauäugig gewesen sein. Es bedurfte wahrlich aller Phantasie, um sich in ihr die Mutter Otto Muellers vorstellen zu können.“

In der Familie des Vaters gab es hochgeachtete Theologen und den berühmten Archäologen Otfried Mueller. Sohn Otto, der Offizier werden sollte, verließ frühzeitig das Gymnasium in Görlitz, wohin die Familie 1882 übergesiedelt war, wählte die Ausbildung zum Lithographen und nahm danach ein Studium an der Akademie in Dresden auf. Das meiste dürfte er von den großen Malern Arnold Böcklin, Franz Stuck, Ludwig von

Hofmann, Hans von Marées, vielleicht auch von den Franzosen und ihrem impressionistischen Farbauftrag gelernt haben. Otto Mueller war ein künstlerisches Urtalent, dessen Einbildungskraft die Naturgewalten ebenso umspannte wie die Tiefen der menschlichen Seele.

Otto Muellers Kunst ist graphisch geprägt, und sie wurzelt im gleichsam chinesischen Schwung des Kithographentuschpinsels und der lithographischen Bearbeitung des Steins, im Reichtum der Schwarzweißstufen. Vom nächtlichen Schwarz zum hauchigsten Grau spannt sich die Skala, dazwischen ist in den farbigen Blättern wie in den späteren mit Leimfarbe „gestrichenen“ Gemälden die Farbe eingespannt, zumeist auf den Zweiklang Ocker und Grünspangrün gestimmt. Die Ockerfarbe insbesondere hat reichste Möglichkeiten: von der Erdfarbe steigert sie sich zum Sonnengold in Blume und orangenem Abendschein. Muellers Farben beeindrucken aber auch durch ihre Zartheit. Die Unverwechselbarkeit seiner Handschrift wird von seiner auch herkunftsbedingten Zuwendung zum Zigeunermilieu noch unterstrichen. Wer ihn kannte, glaubte in seiner Persönlichkeit dem Künstlertum par ex-

cellence zu begegnen – und dies in einem nach Sprache und Gestus typisch schlesischen Gewande. Otto Mueller wurde 1919 als Professor an die Breslauer Akademie berufen, und als Lehrer prägte er, indem er seine Schüler zur selbständigen Kreativität befreite.

Tief verbunden war Otto Mueller mit dem heimatlichen Riesengebirge; 1906–1907 lebte er in Schreiberhau und kam so dem hier ansässigen Carl Hauptmann näher, der ihm in seinem Roman „Einhart der Lächler“ (1907) diskret ein Denkmal gesetzt hat, denn die Hauptgestalt trägt zweifellos Züge des urwüchsigen Malers. Eng waren auch Otto Muellers Beziehungen zu Gerhart Hauptmann, schon durch die familiäre Bindung. Gerhart und Marie Hauptmann haben Otto Mueller den Weg zur Kunst ideell und materiell eröffnet. Im April 1900 nahm Hauptmann sogar neben seinem ältesten Sohn Ivo auch

Otto Mueller mit in die Schweiz und nach Italien (Pallanza).

Der erste Höhepunkt im Schaffen Otto Muellers waren die unzähligen Aquarelle, Zeichnungen und Lithographien, die während der Sommermonate der Jahre 1910 und 1911 bei Bade- und Arbeitsaufenthalten an den Moritzburger Seen in der Nähe Dresdens entstanden. Diese Werke können auf die Formel gebracht werden: unbürgerliche, anarchische Freiheit plus dionysisches, vitalistisches Genießen der subjektiven „Empfindung von Landschaft und Mensch“, wie er selbst es ausgedrückt hat. Die Werke Otto Muellers sind gemalte Poesie voll anmutiger Sinnlichkeit, er war laut Paul Westheims Nachruf wie der Bildhauer Aristide Maillol „ein innerlicher Grieche, ein Schönheits-sucher ..., dem die Zeit fast alles schuldig geblieben ist, obgleich er einem Kreis von Kennern viel gegeben hat“.

Günter Gerstmann (KK)

Eine Skulptur „lesen“

Das ist die rechte Motivation zur Restauration

Polnisch Schweinitz beziehungsweise Schweinitz bei Canth ist eine kleine Landgemeinde, die nie mehr als 440 Einwohner zählte. In einem Interview berichtete Caecilia Herzig, geb. Kozika – sie ist in Schweinitz aufgewachsen –, daß sie auf dem Grundstück des Bauern Scholz, der „der größte Bauer im Dorf war“, drei Figuren habe stehen sehen, um die sie als Kinder Fangen oder auch Abschlagen gespielt haben, ein Kreuz, eine Madonnenfigur und ein Heiligenstandbild. Bestätigt wurden diese Informationen durch die etwas jüngere Freundin Ruth Geldmacher.

1936 erhielten zwei der drei „Figuren“, darunter die des heiligen Nepomuk, im Zuge von Restaurierungsarbeiten einen neuen Standort. So wurde der kniende Nepomuk

an die Kirchhofsmauer versetzt, wo er auch heute noch steht und bereits nach kurzer Betrachtung verrät, daß es sich hier um ein überaus wertvolles Exemplar aus der großen Schar der Nepomuke im Kreis Neumarkt, 16 an der Zahl, ja in Niederschlesien, dem Land der Nepomuke, handelt.

Die Skulptur zeigt die Gestalt des heiligen Johannes Nepomuk in natürlicher Größe, sein rechtes Bein ist gebeugt, er kniet auf geballten Wolken. Der linke Fuß des Heiligen in einem Schnürschuh ruht auf einem Birett. Sowohl das Haupthaar als auch der das Antlitz umrahmende Bart sind gelockt. Der Heilige wird mit bloßem Haupt dargestellt, welches wohl früher ein Nimbus mit fünf Sternen zierte, daraufhin deutet eine auffällige Vertiefung im Scheitel.



Dieser Nepomuk in Polnisch Schweinitz wurde in deutsch-polnischer Kooperation wieder zu einem der schönsten im „Land der Nepomuke“ Niederschlesien

Bild: Universität Marburg

Der Heilige ist in ein Domherren-Gewand, eine Soutane, gekleidet, das Chorhemd darüber mit Spitzenborte verziert. Über den Schultern liegt eine Mozetta mit Kapuze. Die Mozetta wird auf der Vorderseite durch Knöpfe geschlossen gehalten. In der linken Hand trägt er ein Kruzifix, das auf seinem linken Arm ruht. Unter dem Kruzifix ist ein Palmzweig zu sehen, das Sinnbild seines Märtyrertums. Die rechte Hand ist geöffnet und mit ausgeprägten Linien dargestellt. Die Augen des Heiligen sind auf den gekreuzigten Christus gerichtet. Das Übergewand weist einen Faltenwurf auf, der die Anatomie teilweise verdeckt. Zu Füßen der Gestalt zwischen den Wolken sind zwei Engelsköpfe (Putten) sichtbar. Von hinten nähert sich der linken Schulter, die den oberen Teil des Kruzifixes stützt, eine dichte Wolke.

Die Details der Skulptur wurden sehr präzise ausgeführt – dies kommt sowohl im reichen Faltenwurf des Gewandes als auch in der lebensgetreuen Ausarbeitung des Gesichts und in weiteren Gestaltungsmerkmalen wie beispielsweise der rechten Hand und dem linken Schuh deutlich zum Ausdruck.

Die Figur ruht auf einem viereckigen, dreigeschossigen Sockel mit einem schmaleren verzierten und von einem Gesims gekrönten Hauptteil, der auf einer rechteckigen Basis fußt. In dem Teil unmittelbar unter dem Gesims befinden sich bildliche Flachreliefmotive in Form von Akanthusblättern. Darunter wird der Sockel auf allen vier Seiten von den Worten eines Gebetes an den Heiligen umgeben. Im Hauptteil, in den Kartuschen, befinden sich Inschriften zu den Stiftungsumständen.

Die Form der Darstellung des knienden Johannes Nepomuk in Polnisch Schweinitz tritt unter den Nepomuk-Skulpturen in Niederschlesien sehr selten auf. Eines der wenigen bekannten Beispiele befindet sich in Grafenort/Gorzanow in der ehemaligen Grafschaft Glatz. Eine weitere kniende Nepomuk-Skulptur findet man in Frankenstein/Zabkowice Slaskie. Das Motiv des knienden Nepomuk, wahrscheinlich einer am Barocksarkophag des Heiligen im Prager Veitsdom befindlichen Figur des Johannes Nepomuk nachempfunden, wird noch einmal im Denkmal des Heiligen vor der Breslauer Kreuzkirche aufgenommen.

Während die Inschrift am Sockel den Stifter preisgibt, hat der Künstler weder auf der Skulptur noch auf dem Sockel einen wie auch immer gearteten Hinweis auf seine Person hinterlassen. Im Nachfolgenden soll nun der Versuch unternommen werden, die Person des Stifters und danach des vermeintlichen Künstlers ein wenig zu erhellen.

Gestiftet wurde die Skulptur des heiligen Nepomuk durch Ambrosius Augustinus Mücke, am 23. April 1696 in Krinitsch katholisch getauft, demzufolge wenige Tage zuvor geboren. Er war das dritte von neun Kindern des dortigen Erbscholzen Georg Franz Mücke. Dieser heiratete am 6. Februar 1691 Elisabeth Steinig, die Tochter des verstorbenen Erbscholzen von Krinitsch, Ambros Steinig. Auffällig ist bei der Nennung der Taufpaten im Taufbuch von Krinitsch, daß Georg Franz Mücke mit den Paten seiner

Kinder ganz offensichtlich familiäre und kirchlich-politische Absichten verfolgte. An der Patenwahl, in diesem Fall eine soziale und kirchliche Auslese, läßt sich erkennen, daß Vater Mücke bestrebt war, seinen Kindern gute Startchancen in die Wiege zu legen, indem er höhergestellte Persönlichkeiten in den Patenkreis bat.

Das Leben des Ambrosius Augustinus Mücke kann, da die betreffenden archivalischen Quellen noch nicht ausgewertet sind, nicht en détail nachvollzogen werden, doch einen groben Überblick bietet Kindler in seinem Eintrag zur Geschichte des Dorfes und der Pfarrei Krintsch im Kreis Neumarkt.

Ambrosius Augustinus erbt bzw. übernimmt um 1720 das Scholzenamt für Krintsch von seinem Vater, nachdem wahrscheinlich die vor ihm geborenen Brüder gestorben waren. Mit dem Amt geht auch die Scholtisei an Ambrosius Augustinus über, so daß er bereits zu Beginn seiner Amtszeit ein wohlhabender Zeitgenosse ist, der die finanzielle Möglichkeit hat, mit einem „Paukenschlag“ zu beginnen: Der junge Scholz stiftet zwei Nepomuk-Skulpturen, von denen eine aufrecht stehende 1722 ihren Platz in Krintsch findet. Die andere, die kniende Figur, hatte wahrscheinlich seit dem Jahre 1722 bis 1936 ihren Standort mitten im Dorf Polnisch Schweinitz.

Dies dürfte eine gelungene Einführung von Ambrosius Augustinus gewesen sein, mit der er sich sicherlich das Wohlwollen seiner Dienstherrn in Breslau, dem Domkapitel, erworben hatte. Andererseits setzte er zwei sichtbare Zeichen zur Weiterführung und Durchsetzung der Gegenreformation, zu deren Unterdrückungsinstrumentarium die Nepomuk-Säulen zählten. In Krintsch wechselte Mücke ein weltliches Unterdrückungsinstrument, den Pranger bzw. den Stock, gegen eine Nepomuk-Skulptur aus. Mücke hatte mit diesen Stiftungen deutliche Beweise für seine Rechtgläubigkeit gegeben und seine engen Beziehungen zu Polnisch Schweinitz demonstriert. Über weitere Mo-

tive, die den Scholz zu den Stiftungen veranlaßt haben, läßt sich nur spekulieren.

Bevor nun die Mittel für eine umfassende Restaurierung eingeworben werden konnten, mußte der Versuch unternommen werden, die Statue einer schlesischen Bildhauerwerkstatt oder einem Künstler zuzuordnen. Nachdem wir in den letzten Jahren mehrere Nepomuk-Skulpturen in Niederschlesien haben restaurieren lassen, die von sehr hohem künstlerischen Können geprägt sind und die alle die gleichen oder zumindest ähnliche Stilmerkmale aufweisen, lag die Überlegung nahe, daß Mücke gerade für diese Skulptur den wohl bekanntesten Bildhauer Niederschlesiens in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat gewinnen können, den Schweidnitzer Georg Leonhard Weber.

Nachdem nun Stifter und Künstler ermittelt waren, konnte der Prozeß der Einwerbung der notwendigen Mittel beginnen, und dankbar sei anerkannt, daß auch bei diesem Restaurierungsprojekt – wie bei fast 30 weiteren bereits durchgeführten Projekten – der Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien seine hilfreiche Hand und die notwendigen Mittel gewährt hat, so daß die Kooperation zu einem Erfolg wurde. Partner waren dabei: das Denkmalschutzamt Breslau, das Deutsche Generalkonsulat Breslau, die Gemeinde Kostenblut, die Kirchengemeinde St. Hedwig zu Polnisch Schweinitz, der Fachbereich Geschichte und Kulturwissenschaften der Philipps-Universität Marburg und das Germanistische Institut der Universität Breslau. Die Gelegenheit sei genutzt, um den Mitstreitern Anna Jezierska und Waclaw Sobocinski, für ihre Unterstützung zu danken.

Kontakt: Professor Dr. Dr. h. c. Rudolf Lenz,
Philipps-Universität Marburg / Universität
Breslau, Bunsenstraße 3, D-35032 Mar-
burg, Telefon 06421/28-24040/-23800,
lenz@staff.uni-marburg.de. (KK)

Glas und Stahl, ganz konkret bis abstrakt

Zu sehen an der Glasfachschule und im Glasmuseum Rheinbach

Im Städtchen Rheinbach am Rande der Eifel bei Bonn dreht sich seit den ersten Nachkriegsjahren bekanntlich alles um den Werkstoff Glas. Die nordböhmischen Glasveredler brachten aus ihrer Heimat ihr Wissen rund um die Glasherstellung und Bearbeitung mit, sie regten zum Anlegen einer Sammlung an. Heute sind edle Gläser aus verschiedenen Zeit- und Kulturepochen im Glasmuseum am Himmeroder Wall zu sehen. Neben der Dauerausstellung werden regelmäßig thematische Sonderschauen eingerichtet. Derzeit stehen römische Glasfunde und Studioglas-Objekte im Fokus.

Für interessante Kunstausstellungen mit und ohne Glas eignet sich auch der Glaspavillon Hans Schmitz Haus an der Glasfachschule. Derzeit nutzt der 1941 in Temeswar im Banat (Rumänien) geborene und in München sowie Budapest lebende Bildhauer Ingo Glass den Pavillon als Schauplatz für seine aktuelle Wanderausstellung „Offene Räume“.

Professor Eugen Gomringer, Leiter des Instituts für Konstruktive Kunst und Konkrete Poesie (IKKP), bringt es auf den Begriff der „Raumbogenspannweite als Markenzeichen“. Glass habe „Eisen und Stahl zu einem eleganten Hochstreben und einer kühnen Leichtigkeit verholfen. Offenheit hat bei Glass Vorrang vor Geschlossenheit.“

Das gut durchdachte Beleuchtungskonzept des Glaspavillons sorgt für Atmosphäre. Bei der Besichtigung ist festzustellen, daß trotz der strengen Geometrie und des begrenzten Farbenvokabulars Glass' Kunst besonders facettenreich wirkt. Die Skulpturen sind eine Auseinandersetzung mit den Flächen und dem Raum, mit den Flächen im Raum und schließlich mit dem Raum selbst.

Der Stil von Ingo Glass ist als bis zur Ablehnung gehende Interpretation bereits etablierter Kunstrichtungen – konstruktiv konkrete

Kunst und Bauhaus – zu verstehen. Der klassischen Bauhaus-Theorie entnimmt er die Farbenzuordnung für die Grundformen und weicht dennoch davon ab. Bei Glass ist nämlich der Kreis rot, das Quadrat blau und das Dreieck gelb. Als Mitglied der Neuen Gruppe bezeichnet er sich eher als geometrisch-konkreter Künstler.

Die Plastiken von Ingo Glass sind im Rheinbacher Glaspavillon bis zum 5. August zu besichtigen. Danach werden die Arbeiten im Schloßgarten des Grafen Velekey-Modroczy, Sarszentmihaly/Ungarn, und in der Galleria il Tesoro, Altendorf/Schweiz, ausgestellt.

Unter dem Motto „Luxus auf dem Lande. Römisches Glas aus Flerzheim“ ist eine Auswahl von Gräberbeigaben in einer Kabinett-

Schön vor Zerbrechlichkeit: römische Grabbeigabe

Bilder, auch Titel und S. 7 und 13: der Autor



ausstellung des Rheinbacher Glasmuseums zu sehen. Die Exponate stammen von einem Privatfriedhof in der Nähe einer „Villa rustica“, eines Bauernhofs der Römerzeit, des späten zweiten und der Mitte des dritten Jahrhunderts, bei Rheinbach.

30 Jahre nach ihrer Entdeckung hat die Öffentlichkeit erstmals Gelegenheit, die seltenen Glasfunde im Rahmen einer Ausstellung zu bestaunen. Die Gläser aus dem Flerzheimer Gräberfeld geben einen guten Einblick in die Vielfalt der Glasformen der Römerzeit im Rheinland. Ausgegraben wurden u. a. Schankgefäße, wie verschiedene Krüge, Dellenflaschen, eine Warzenflasche sowie Trinkbecher, Schalen und Teller. Interessant sind auch die formgeblasenen Gefäße, die als Tierformen oder als menschliche Komödienfiguren gestaltet wurden. Als exklusive Sonderanfertigung gilt ein Messer mit blauem Glasgriff. Bis auf wenige Ausnahmen sind alle Gläser aus den Gräbern des Flerzheimer Friedhofs von hoher Qualität und zeugen vom damaligen Luxus auf dem Lande.

Die Ausstellungskuratorin Constanze Lösch – die übrigens eine Magisterarbeit mit dem Titel „Das nördliche Gräberfeld zur ‚Villa rustica‘ bei Rheinbach-Flerzheim, Rhein-Sieg-Kreis“ verfaßt hat – verweist im Begleitkatalog auf einige herausragende Stücke: „Eines der beliebtesten Designs im römischen Rheinland ist die Traubenform. Sie ist auch im Flerzheimer Gräberfeld vertreten. Behälter für Parfüm oder andere Kosmetikprodukte bilden die größte Gruppe unter den Glasfunden. Als Parfümbehälter sind die sogenannte ‚Merkurflasche‘, die Flaschen mit zylinderförmigem, abgeschnürtem Hals sowie sämtliche kleinformatigen Flaschen, Krüge und Fläschchen des Gräberfeldes zu interpretieren.“

Der Heinsberger Architekt Klaus Mülstroh, langjähriges Mitglied des Fördervereins „Freunde edlen Glases“ e.V., hat seit kurzem seine Studioglas-Sammlung dem Rheinbacher Glasmuseum als Dauerleihgabe überlassen. So kommt zu dem bisherigen nordböhmischen Schwerpunkt des Hauses mit dem Studioglas ein weiterer hinzu. Bis Anfang September sind die über 200 Objekte im Rahmen der Ausstellung „Europäisches Studioglas“ im Glasmuseum zu besichtigen.

In ihrem Festvortrag anlässlich der Vernissage betonte Professor Ingrid Conrad-Lindig vom Institut für Künstlerische Keramik und Glas in Höhr-Grenzhausen: „Die Sammlung zeigt in sehr übersichtlicher Weise den Wandel in der Anwendung des Glases im Kunsthandwerk. Sie gibt auch Einblick in die Art der Umsetzung von der Idee zum Objekt. Die kunsthandwerkliche Gestaltung mit Glas hat sich über lange Zeiten auf die Gefäßformen, auf Gebrauchsgegenstände beschränkt. Skulpturale Formen waren die Ausnahme. Erst in jüngerer Zeit hat das Glas in die bildnerische Kunst Einzug gehalten. Die Gründe für diesen späten Einstieg sind vielfältig.“

Die Sammlung umfaßt Studioglasobjekte von Künstlern aus Belgien, Dänemark, Deutschland, Finnland, Frankreich, Großbritannien, Island, Italien, Malta, den Niederlanden, Norwegen, Polen, Rumänien, Schweden, Tschechien und den USA. Es sind größtenteils Gefäßobjekte mit Unikatcharakter, Glaseditionen und Skulpturen, die die internationale Glaskunstszene vor allem in den 80er und 90er Jahren beherrschten. Interessant ist auch die Bandbreite der angewandten Techniken, die von der Ofentechnik bis hin zu Schliff und Gravur reichen.

Dieter Göllner (KK)

Wenn es dunkel wird, wird es hell

Zu den atemberaubenden Wundern, die seit dem epochenhaften freiheitlichen Wandel vom Herbst 1989 im Osten bestaunt werden können, gehört auch die glanzvolle Wiedergeburt Schlesiens. Einst in Vergessenheit geratene Städte wie Görlitz, Liegnitz, Oppeln oder Breslau sind in bewundernswertem Einsatz wieder zu attraktiven touristischen Perlen der Architektur aufgebaut worden. Rathäuser, Marktplätze, Kirchen, Klöster und Schlösser erstrahlen inzwischen in alter und neuer Pracht, auch wenn viele sehenswerte Baudenkmäler noch nicht gerettet werden konnten. Dennoch ist Schlesien längst wieder dabei, eine der führenden Tourismusregionen Europas zu werden. Keine andere Region Europas kann zum Beispiel eine solche Dichte an Schlössern und Herrenhäusern aufweisen, wie sie in

Ober- und Niederschlesien zu Beginn des 20. Jahrhunderts nahezu in jedem Ort anzutreffen waren.

In der Ausstellung „Schlesien bei Nacht“ wird in kunstvollen Aufnahmen des polnischen Meisterfotografen Marek Maruszak aus Oppeln/Opole dieses heutige Schlesien bei Nacht dargestellt. Die Ausstellung wurde vom Görlitzer Senfkorn Verlag in Zusammenarbeit mit der Erika-Simon-Stiftung, Rinteln, vorbereitet. Zur Ausstellung ist im Bergstadtverlag (Görlitz und Freiburg) ebenfalls unter dem Titel „Schlesien bei Nacht“ ein ansprechender farbiger Bildband erschienen. Die attraktive Auswahl der kunstvollen abendlichen Aufnahmen ist bis zum 24. August 2012 im Restaurant „Am Goldenen Strauß“ zu sehen. (KK)

KK-Notizbuch

Breslau (Wroclaw) und das spanische **Donostia-San** werden **2016 Europäische Kulturhauptstädte** sein. In diesem Jahr sind es das portugiesische Guimaraes und das slowenische Marburg (Maribor), 2013 folgen Marseille und Kaschau (Kosice) in der Slowakei.

Mit der ersten Retrospektive von **Ben Muthofer** würdigt das **Kunstforum Ostdeutsche Galerie** bis zum 16. September 50 Jahre seines Schaffens.

Der **Arbeitskreis Schlesische Musik** e.V. veranstaltet vom 13. bis zum 19. August die internationale **Musiktagung** „Ihr Schönen, hört mich an!“ mit dem Schwerpunkt barockes Leben in Schlesien in Altenberg.

Die **Stiftung Kulturwerk Schlesien**

verleiht **Monika Taubitz** die 1966 gestiftete **Gerhart-Hauptmann-Plakette** und würdigt damit ihre 36jährige Tätigkeit für das Kulturwerk und das schriftstellerische Schaffen.

In Wien verstarb im 91. Lebensjahr der Althistoriker **Georg Schreiber**, Autor des Buches „**Von der Ostsee an die Donau**“ über den Weg der pommerschen Familie Schreiber nach Wien sowie zahlreicher historischer Sachbücher.

In der **Galerie der KünstlerGilde** stellt bis zum 11. August **Christine Pallos** Malerei und Fotografie aus.

*

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung des Auftragtragers der Bundesregierung für Kultur und Medien. (KK)

NEUE ADRESSE

Die Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR
ist unter ihrer **neuen Anschrift** zu erreichen:

**Cäsariusstraße 91, 53639 Königswinter,
Telefon 02223/9066011/-2, Fax -8**

sowie unter:

www.kulturportal-west-ost.eu

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der **Kulturpolitischen Korrespondenz** am Herzen liegt, so geben Sie sie bitte auch an Bekannte und Freunde weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR ist dankbar für jede Hilfe bei der Erfüllung ihrer selbstgestellten Aufgabe, ostdeutsches kulturelles Erbe bewußt und europäischen kulturellen Austausch lebendig zu erhalten.

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich
erscheinende

KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

regelmäßig zugeschickt erhalten. Die
Jahresgebühr von 35 Euro begleiche ich
nach Erhalt der Rechnung. Das Abonne-
ment ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße

PLZ/Ort

Unterschrift

**Stiftung Deutsche Kultur im östlichen
Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter**

Telefon 0 22 23 / 9 06 60 11/-2

Telefax -8

E-Mail georgaescht@arcor.de